August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

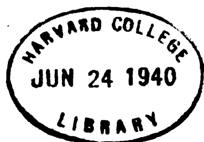


Dreiundzwanzigster Band.



Wien, 1848.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY

Die jüngsten
Kinder meiner Laune.

Von

August von Kotzebue.

Dritter Theil.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

An meinen Freund
Ludwig von Knorring.

Einem guten Menschen sei dies Buch geweiht!
Muse! komm, und hilf mir suchen,
Wenn Diogenes dir die Laterne leiht. —

Den Bedrückte segnen, dem Bedrücker fluchen,
Einen *solchen* Menschen hilf mir suchen,
Einem *solchen* sei dies Buch geweiht.

Geh vorüber an dem wapensücht'gen Thoren
Der, mit einer Silbe mehr geboren,
An den dürren Zweigen seines Stammbaums nagt,
Und die Muse, ob sie Fräulein sei? befragt;
Der den Werth des Menschen nur nach Tropfen
Des für ihn vergoss'nen Schweißes mißt;
Dessen Herz bei fremdem Leid zu klopfen,
Dessen Hand zu geben, vornehmstolz vergißt.
Geh vorüber an dem Narren,
Dessen Auge nur das Licht empfängt,
Um es albern grinsend anzustarren;
Der am Lichte nie die Flügel sich versengt,
Weil er plump und flügellos,
Nur sich mästet in der Dummheit Schooß.

Aber findest du der selt'nen Menschen Einen,
Der, von Demuth oder Dünkel gleich entfernt,
Mit dem Weinenden zu weinen,
Mit dem Fröhlichen zu lachen nie verlernt;
Den das Joch der unterdrückten Klassen,
Menschenfreundlich wir erleichtern seh'n;
Den die Armen lieben und die Reichen hassen,
Den die Klugen schätzen und die Dummen schmäh'n;
Der des Lebens Mühe durch das Spiel der Musen,
Und den Ernst der Weisheit sich versüßt;
Der an eines guten Weibes Busen,
Deine Schätze, o Natur! genießt; —
Findest du, o Muse — halt! er ist gefunden!
Segen meinem Schicksal, das für mich ihn fand!
O geschwind ihm einen Strauß gewunden!
Wiesenblumen aus des Freundes Hand.
Wiesenblumen — keine Rosenblüte —
Doch der Wille gnügt dem Biedermann;
Guter Knorring! was ich freundlich biete,
Nimm es freundlich von mir an!
Laß die sanfte Wärme nie erkalten!
Dich entreiße mir kein Stax, kein Duns!
Reiche mir die Hand, es bleibt beim Alten,
Guter Knorring! wir verstehen uns.



Die Taube.

(Eine Erzählung.)

An beiden Ufern des Rheins wüthete die Flamme des Krieges. Der preußische Hauptmann von A** rückte eines Abends mit seiner Kompagnie in ein Dorf. Die Quartiere wurden vertheilt, und der Schulze wies dem Hauptmann eines der ansehnlichsten Bauerhäuser an, um darin zu übernachten.

Der Charakter der preußischen Offiziere ist bekannt. Sie sind gewöhnlich brav im Felde, und sanftmüthig zu Hause; gesittet in glänzenden Zirkeln, und gutherzig im Kreise von Naturkindern. Sie tragen an ihrer linken Hüfte einen Degen für den Feind, und in ihrer linken Brust ein Herz für den Freund. Sie weihen in diesem Augenblicke ihr Blut dem Vaterlande, und in jenem ihre Thränen dem Unglücke. Ein solcher Mann war auch der Hauptmann von A**.

Als der Schulze ihm das Bauerhaus von ferne zeigte, warf er einen Blick dahin, und sah, daß es eine freundliche Wohnung war, von Kirschbäumen umgeben, mit Rasenbänken vor der Thür. Ein kleiner Knabe stand neben dem Kettenhund, und gaffte die fremden Soldaten an, und schlug den Hund, wenn er bellte. Der große Hund leckte

ihm freundlich das Händchen, und schmiegte sich vor ihm, wie weiland der Löwe zu Amors Füßen.

Der Hauptmann wunderte sich, daß Niemand herauskam, ihn zu empfangen. »Liebes Kind,« fragte er den Knaben, »sind deine Eltern zu Hause?«

»Ja Herr,« antwortete der Knabe keck, »Vater und Mutter sitzen drinne in der Stube.«

Der Hauptmann trat in den Hof. Da sah er einen schönen jungen Bauersmann hinter dem Brunnen stehen, der sich die Augen trocknete, und es schamhaft zu verbergen schien, daß er geweint hatte. Mit halb erkünstelter und halb wahrer Freundlichkeit trat der Bauer hervor, zog seine Mütze ab, und hieß den fremden Herrn willkommen. Sie gingen zusammen in die Stube. Da saß ein hübsches junges Weib mit rothgeweinten Augen. Sie wischte die Thränen hastig mit dem Halstuch ab, stand auf, und reichte dem Hauptmann die Hand, wobei sie süßsauer lächelte.

Der Hauptmann. Was fehlt euch, lieben Leute? ihr habt geweint?

Der Bauer. Ach nein.

Der Hauptmann. Bin ich euch unwillkommen?

Die Bäuerin. Nein ganz und gar nicht. Wenn Er nur mit uns vorlieb nehmen will. Was wir haben, geben wir gern.

Der Hauptmann. Aber ihr seid vielleicht arm?

Der Bauer. O nein, Gott hat uns gesegnet, wir haben mehr als wir brauchen.

Der Hauptmann warf einen Blick um sich, und sah wohl, daß der Bauer die Wahrheit redete. Die zinnernen Teller waren so blank gescheuert, silberne Löffel lagen auf dem Tische, und das große Bett hatte sogar einen Vorhang von feiner Leinewand. Das seidene Halstuch der Bäuerin, die meerschaumene mit Silber beschlagene Pfeife ihres Mannes, alles deutete auf Wohlstand. Im Stalle blökten Kühe, wieherten Pferde, und auf dem Hofe trieben sich ein paar geschäftige Knechte herum.

„Wenn euch nicht Armuth drückt," sagte der Hauptmann, „warum weint ihr denn?"

„Ach Herr!" versetzte die Bäuerin, „Geld und Gut wollen's nicht immer thun. Ich wollte viel Geld darum geben, wenn —" Hier wurde sie durch Schluchzen unterbrochen, und lief zur Thür hinaus.

Wohl hat sie Recht, die gute Frau, dachte der Hauptmann, ich will nicht weiter nach ihrem Kummer fragen. Er schnallte seinen Degen ab, setzte sich auf einen gepolsterten Sorgestuhl, und spielte bis zum Abendessen mit drei kleinen Kindern, die bald so keck wurden, daß sie auf ihm herumkletterten, ihn an seinem Ringkragen zupften, und sich am Klirren seiner Sporn ergetzten.

Die junge Hausmutter trug einen Eierkuchen auf den Tisch, grünen Salat, Wurst und Schinken. Der Hausvater brachte einen silbernen Becher, und schenkte ihn voll Niersteiner. Man lagerte sich um den Tisch, der Hauptmann aß und trank viel, der Bauer wenig, und die

Bäuerin gar nichts. Immer stahl sich von Zeit zu Zeit eine Thräne in ihr Auge, und dann nippte sie ein wenig aus dem Glase, um die Thränen nieder zu schlucken.

„Laß es gut sein," sagte endlich der Bauer mit einem zitternden Tone, „laß es gut sein, liebe Christel. Da leere einen vollen Becher, zum Andenken — du verstehst mich wohl — hin ist hin —" Hier erstickten die Thränen seine eigenen Worte. Das Weib sprang auf und wollte weglaufen. Der Hauptmann erhaschte sie beim Rocke, bat sie, sich keinen Zwang anzuthun, und sprach so sanft und theilnehmend, daß er sie endlich überredete, ihm die Ursach ihres Kummers mitzutheilen. „Ach Herr!" schluchzte sie, „ich will es Ihm wohl sagen, aber Er muß nicht lachen. Wenn Er mich auslacht —" sie konnte nicht weiter reden.

„Geh doch, liebe Christel," sagte der Bauer, „der Herr wird nicht lachen, wenn wir ihm alles erzählen."

„Nein, das werde ich nicht," fügte der Hauptmann hinzu, dem bei diesem rührenden Auftritt das Weinen jetzt schon näher war als das Lachen. Die Bäuerin faßte ihn bei der Hand, und führte ihn zu einem Körbchen im Winkel des Zimmers, welches mit einem weißen Tuche bedeckt war. Zitternd hob sie das Tuch auf, und der Hauptmann erblickte — eine todte Taube.

„Was soll das heißen?" fragte er voll Verwunderung, „sind die Tauben hier zu Lande so selten? oder hat es mit dieser hier eine besondere Bewandtniß? war sie vielleicht der Liebling eines eurer Kinder, und wurde von der Katze todt gebissen?"

»Ach nein,» sagte der Bauer, »sie starb vor Alter; und daß meine Kinder sich nicht viel daraus machen, sieht Er wohl, lieber Herr, weil sie ruhig spielen, indessen wir alte Narren weinen.»

„Sie wissen nicht," setzte die Frau schluchzend hinzu, „daß sie vielleicht nicht auf der Welt sein würden, ohne diese Taube.»

Der Hauptmann wurde immer neugieriger. »Nun ich bitte euch, erzählt mir doch.»

»Erzähle, liebe Christel,» sagte der Mann.

»Wenn ich nur kann,» versetzte die Bäuerin, und deckte das weiße Tuch wieder über die Taube, »ich erinnere mich wohl noch des kleinsten Umstands; aber ob ich es so von mir geben kann, daß der Herr mich auch versteht —»

»Erzähle nur, liebe Christel, ich will dir schon nachhelfen.»

Der Hauptmann saß am Fenster, die Bäuerin ihm gegenüber; der Mann stand neben ihnen, hörte seiner Frau zu, und nickte zuweilen mit dem Kopfe, als wollte er sagen: ja, das ist wahr. Die Strahlen der Abendsonne tanzten auf den Wellen des Rheins. Am jenseitigen Ufer lag ein Dorf. Die Bäuerin zeigte mit dem Finger dahin: »dort» hub sie an, »dort liegt mein Geburtsort. Mein Vater war ein wohlhabender Pachter, er ist vor ein paar Jahren gestorben; ich bin seine einzige Tochter. Als ich noch klein war, und Fritz auch noch klein war —»

»Fritz? wer ist Fritz?»

»Das ist eben mein Mann hier. Wir mochten uns von Jugend auf wohl leiden, und wenn bei uns drüben das Kirchweihfest gefeiert wurde, so kam er mit seinen Eltern herüber, und ich hatte immer das beste Stück Kuchen für ihn aufgehoben. Und wenn hier im Dorfe Weinlese war, so blieben wir auch nicht weg, und da steckte er mir immer die süßesten Beeren zu. Das währte so lange bis ich zum heiligen Abendmahl ging, da entzweiten sich unsere Eltern über eine Lumperei. Mein Vater hatte immer einen großen Taubenschlag gehalten, und die Tauben zogen immer schaarenweise über den Rhein und frassen Fritzens Vater das Getreide weg. Anfangs wurde ein paarmal freund-nachbarlich darüber gesprochen, und als das nicht helfen wollte, wurde Fritzens Vater hitzig, ein Wort gab das andere, sie wechselten allerlei stachlichte Reden, und als unsere Tauben einmal wieder hinüber geflogen waren, um zu schmausen, da griff Fritzens Vater nach seiner Flinte, und schoß in den dicksten Haufen hinein. Den andern und dritten Tag machte er es eben so; mein Vater und ich, wir sahen uns nach unsern Tauben um, aber die armen Täubchen kamen nicht wieder. Ich weinte sehr, denn ich hatte sie alle so lieb, und als ich vollends hinauf stieg in den Taubenschlag, und ein Nest mit zwei Jungen fand, die kaum Federn hatten, und nun ohne Mutter waren, da konnte ich mich gar nicht zufrieden geben. Ich trug das Nest herunter in meine Kammer, und wärmte es in Baum-wolle, und fütterte die kleinen Dinger selbst; aber eines

davon krepirte mir doch. Das andere blieb leben, wurde munter und groß, und weil es das einzige war, so hatte ich es schier eben so lieb, als die andern alle zusammen genommen.

Ich war recht herzlich bös auf Fritzens Vater, aber nicht auf Fritzen, denn ich dachte immer bei mir selbst: Fritz ist gewiß nicht Schuld daran.

»Ich war auch nicht Schuld daran,« unterbrach sie der Mann, »thut das nicht lieber Vater, sagte ich immer, Christel wird Herzeleid davon haben, und lieber wollte ich nimmermehr Weizenbrot essen, als der guten Christel das geringste Leid zufügen. Aber der Vater lachte und schoß.«

»Ja er schoß,« fuhr die Bäuerin fort, und mein Vater verklagte ihn beim Gerichtsschöppen, daß ein langer Prozeß daraus wurde; und das hat beiden so viel Geld gekostet, daß sie alle Tauben am ganzen Rheinstrom damit hätten kaufen können. Geld hin, Geld her, wenn sie nur nicht darüber in die bitterste Feindschaft gerathen wären. Am nächsten Kirchweihfest durfte Fritz nicht mehr herüberkommen, und als drüben Weinlese gehalten wurde, mußte ich zu Hause sitzen. Da merkte ich erst, daß Fritz mir sehr lieb war, denn ich hätte nicht einen Kreuzer um die ganze Weinlese gegeben, wenn er nicht dabei gewesen wäre.«

»Denkst du denn,« sagte der Mann, »daß mir deine Kirchweihkuchen an's Herz gewachsen waren? O nein! der Tag, an welchem ich meine Christel sah — Gott verzeih mir die Sünde! — war für mich immer ein Festtag.

Ich ließ mir auch keine Mühe verdrießen, und wenn ich so viele Gulden hätte, als ich den Strom hinüber und herüber gerudert bin — weißt du noch Christel, wie einmal der schwere Eisgang war? und wie ich dich in drei Tagen nicht gesehen hatte? ich konnte es nicht länger aushalten, ich sprang in meinen Kahn, befahl mich dem lieben Gott, und fing an, frisch darauf los zu rudern. Christel stand von ungefähr gegenüber am Ufer, sie winkte mir abwärts, aber als ich sie sah, kam es mir immer vor, als ob sie mir hinwärts winkte. Mitten auf dem Rhein gerieth ich zwischen die Eisschollen, wenn ich hier eine abwehrte, prallte dort wieder eine an. Mein Kahn knackte, und drehte sich wie ein Kreisel, ich konnte nicht vom Flecke. Christel stand am Ufer und schrie als ob sie am Spieße stecke. Ihr Vater kam und schleppte sie fort. Ich mußte von meinem Vorhaben ablassen. Mit Angst und Noth und zerbrochenen Rudern kam ich endlich wieder nach Hause. Aber ich ließ mich doch nicht abschrecken, den andern Tag war ich doch drüben, und es that mir in der Seele wohl, wie Christel mich schalt wegen meiner Verwegenheit, und wie ich doch wohl sehen konnte, daß es ihr nicht unlieb war.

Freilich, du böser Mensch, war es mir nicht unlieb, sagte die Frau; aber ich wollte doch lieber einen ganzen Monat von dir getrennt sein, als noch einmal eine solche Angst ausstehn. Damals war es eben, als mein Vater entdeckte, daß ich dir gut war. Er schlug mich in's Gesicht, und drohte mir mit der Peitsche, wenn ich je wieder

ein Auge auf dich werfen würde. Aber das wollte doch alles nicht helfen. Fritz kam die Woche ein paarmal herüber, und lauerte so lange, bis er mich zu sehen kriegte. Sonntags wußte ich gewiß, daß ich ihn in unserer Kirche sehen würde. Da stand er immer neben dem Taufbecken, und schielte herüber nach den Weiberstühlen, und wenn er den Hut vor das Gesicht hielt, um das Vaterunser zu beten, merkte ich wohl, daß ein Winkelchen vom Auge nach meiner Seite hin offen blieb.

Du Schelm! sagte der Mann, freilich kam ich nur in die Kirche um deinetwillen. Zu meinem Vater sprach ich immer: der Pfarrer im Dorfe gegenüber predigt besser als unser Pfarrer, er redet besser an's Herz. Es waren aber deine schwarzen Augen, die mir so an's Herz redeten. Euren Pfarrer konnte ich eigentlich gar nicht leiden wegen seines Sohnes — du verstehst mich wohl —

Was sollte ich nicht? versetzte die Frau, der Sohn war ein junger Laffe, der mir überall nachging. Er hatte studirt und machte sogar Verse. Er verglich meine Augen immer mit allerlei Sternen, und meinen Hals mit allerlei Blumen und Thieren. Gebe Er sich keine Mühe, Musje, sagte ich zu ihm, aber er hörte doch nicht auf. Das mochte wohl daher kommen, weil mein Vater ein reicher Mann war, und weil der seinige es gern gesehen hätte, daß aus uns ein Paar geworden wäre. Mein Vater war es auch wohl zufrieden, denn der alte Pfarrer hatte es bei unserm Fürsten dahin gebracht, daß man ihm den Sohn zum Adjunk-

tus setzte, und mein Vater hatte eine große Freude, wenn er dachte, wie ich als Frau Pfarrerin mit einem seidenen Rocke in dem vergitterten Kirchenstuhle sitzen würde. Aber die Seide machts nicht aus; wer nicht frohes Herzens ist, dem kommt Atlas vor wie Haartuch. Der Herr Adjunktus war ein feiner Mann, der stark gepudert ging, und mich durch ein Glas besah; aber Fritzens braunes Haar und sein helles klares Auge waren mir doch lieber. Ich mußte viel leiden, um meiner Störrigkeit willen, wie sie es nannten. Mein Vater war sauer gegen mich, und mein Liebhaber süß; das Erste that mir weh, aber das Letzte war mir unausstehlich. Der alte Pfarrer ermahnte mich, seinen Sohn zu heirathen, gerade mit dem nämlichen strafenden Tone, den er im Beichtstuhle zu haben pflegte. Daher kam es wohl, daß, so oft ich an diese Heirath dachte, mir immer zu Muthe war, als ob ich den andern Tag zur Beichte gehen sollte. Wenn ich meinte, der Adjunktus solle warten, bis ich ihn lieben würde; so sagten sie Alle, die Liebe komme im Ehestande hinterdrein; und doch kam es mir vor, wenn ich Fritzen ansah, als wäre die Liebe schon lange lange vorausgegangen, und wartete nun am Altar auf den Ehestand. Kurz, ich entschlüpfte ihnen immer wie ein Rothkehlchen der Katze, und mein Vater und der alte Pfarrer pflegten sich damit zu trösten, daß ich noch ein Kind sei, welches wohl zur Vernunft kommen würde. Ich dachte bei mir selber: tröstet euch nur, ich weiß besser, wo der Hund begraben liegt.

Indessen hatte mir Fritz doch auch noch kein Sterbenswörtchen von Liebe gesagt, was man nämlich so mit dem Munde sagt; denn in seinen Augen stand es immer so groß geschrieben, als des Schulmeisters Neujahrwünsche. Wenn er mich recht scharf ansah, so wurde mir die Brust ganz beklommen, und ich mußte meine Blicke niederschlagen. Wenn er mich bei der Hand faßte, so flog mir eine Wärme durch den ganzen Leib, und sammelte sich endlich auf meinen Backen, die zuweilen so heiß wurden, als ein frisches Brot, das eben aus dem Ofen kommt.

Ich hatte nun mein einziges Täubchen groß gezogen, es fraß mir aus der Hand und aus dem Munde. Wenn ich spaziren ging, flatterte es um mich her, flog auch wohl manchmal recht weit weg; aber wenn ich es lockte, kam es gleich wieder, setzte sich auf meine Schulter und schnäbelte mich. Ich meinte damals, ich könnte das gute Täubchen unmöglich mehr lieben, und ich habe es doch nachher noch weit lieber gewonnen.

Eines Tages spazirte ich da drüben am Fuße des Berges, auf welchem vor vielen hundert Jahren ein altes Raubschloß gestanden hat, wovon Er noch die Ruinen sehen kann. Jetzt wohnen nur Gespenster und Eulen zwischen dem verfallenen Gemäuer, und in dem dicken runden Thurme nisten große Habichte. Als ich da so herumschlenderte, und an Fritzen dachte, vergaß ich meine Taube, die nach ihrer Gewohnheit vor mir hergeflogen war, und als ich mich nach ihr umsah, erblickte ich einen grimmigen Habicht, der

über ihr schwebte, und in dem nämlichen Augenblicke auf sie herabstieß. Ich schrie überlaut, zitterte und stand wie eingewurzelt auf meinem Platze. Mein armes Täubchen war mitsammt dem Habicht hinter einem Hügel verschwunden. Ich fing erbärmlich an zu weinen, und hielt meinen kleinen Liebling für verloren. Bitter böse schalt ich auf Fritzen, daß er Schuld daran sei, weil ich so viel an ihn gedacht und darüber die Taube vergessen hatte. Plötzlich erschien Fritz, der gute Fritz! auf der Spitze des Hügels, hatte mein Täubchen in der Hand, und zeigte mir schon von ferne, daß es noch lebte und flatterte.

Ich verkroch mich immer oben in dem alten Gemäuer, sagte der Mann, weil man von da aus das ganze Dorf am Fuße des Berges überschauen, und meiner Christel bis vor die Hausthür sehen konnte. Als ich sie spaziren gehen sah, fing ich an herunter zu klettern, und gerade als ich dort an den zweiten Abhang kam, schoß der Habicht mit der Taube zu meinen Füßen nieder. Der Dieb erschrack nicht wenig, als er mich sah, ließ die Beute fahren, und schwang sich wieder in die Luft. Dem guten Täubchen war kein Leid geschehen, es war nur erschrocken verblüfft. Ich nahm es auf, und weil ich Christeln so jämmerlich schreien hörte, so sprang ich geschwind auf den Hügel, und schüttelte das Täubchen an den Füßen, daß es flattern mußte.

Ich klatschte vor Freuden in die Hände, fuhr die Bäuerin fort, und als Fritz herabkam, fiel ich ihm um den Hals. Er küßte mich zum ersten Male; er küßte mich aber

gleich so oft, daß wir die Taube wieder vergaßen. Zum Glück war sie scheu geworden, und wich nicht von meiner Seite. Wir setzten uns in's Gras und waren wohl ein Paar Stunden beisammen. Da sprachen wir zum ersten Male vom Heirathen, und wie wir unsere kleine Wirthschaft einrichten wollten. Es wurde Abend, ehe wir es uns versahen. Fritz war traurig, daß er von mir scheiden mußte, und bat mich, ihm wenigstens die Taube mit zu geben, damit er doch etwas hätte, das mir angehörte. Ich mußte ihn wohl schon sehr lieb haben, weil ich ihm mein Täubchen mitgab. Aber ich band es ihm auf die Seele, und er lächelte drüber und meinte, die Taube wäre ihm jetzt lieber als sein Leben.

So war es auch, sagte der Mann, ich trug sie in meinem Busen, als ich hinüber ruderte, sie fraß von meinem Brote und schlief in meinem Bette.

Aber nicht wahr, versetzte die Frau, sobald du das Fenster aufmachtest, flog sie doch weg und kam wieder zu mir?

Ei nun ja, erwiderte der Mann, das konnte ich ihr nicht verdenken, ich hätte es auch so gemacht. Wenn ich dann zu meiner Christel kam, nahm ich sie doch wieder mit, und als ich merkte, daß sie von mir immer straks zu ihr flog, band ich ihr eines Tages ein rothes Bändchen um den Hals, und hing ein Briefchen daran.

Das war eine große Freude, sagte die Bäuerin; ich herzte und küßte das liebe kleine Thier; ich hätte es nicht für eine ganze Herde Schafe weggegeben. Nach und nach

wurde es ordentlich eine Verabredung zwischen uns, daß Fritz immer die Taube mitnahm, und sie mir den andern Tag zu einer gewissen Stunde wieder schickte. Sie kam dann an mein Kammerfenster, pickte mit dem Schnabel an die Scheiben, ich machte auf, nahm ihr das Briefchen ab, und streute ihr Weizenkörner zum Botenlohn.

Eines Tages besuchte uns der Adjunctus. Es war schönes Wetter, wir saßen vor der Hausthür, er schwatzte allerlei verliebtes Zeug, und wegen der schwülen Sommerluft fing ich an zu schlummern. Als ich aber die Uhr auf dem Kirchenthurme brummen hörte, — es war gerade die Stunde, wo meine Taube kommen sollte — da wurde ich ganz munter und wollte flugs auf meine Kammer gehen; aber der Adjunctus ließ mich nicht weg, ich saß wie auf Nadeln. Er gab mir eben zu verstehen, daß er wohl gemerkt hätte, wie ein junger Bauerkerl aus dem Dorfe gegenüber mir nachschleiche, und daß ich auch immer in der Kirche nach ihm schielte. Ich sollte mich schämen, sagte er — da wurde ich böse und trumpfte ihn wacker ab und wollte fort. Er trat mir in den Weg. Siehe, da kam gerade mein Täubchen geflogen, hatte wohl schon lange an meinem Fenster gepickt, und als es mich da nicht fand, mochte es meine Stimme gehört haben (denn es kannte meine Stimme gar zu gut), es flatterte herunter und setzte sich auf meine Schulter. Ich erschrack und riß ihm hastig das Briefchen mit dem rothen Bande vom Halse, und husch war ich damit in der Tasche. Aber der Adjunctus hatte es doch

gesehen. Was war das? fragte er neugierig. Es war nichts, sagte ich, aber freilich straften mich meine rothen Backen Lügen. Er wurde nachdenkend und sah mich scharf an, und je mehr er mich ansah, je röther wurden meine Backen. Ich verstehe, hub er endlich an. — Was versteht Er? — Mein gutes Kind, sie ist gewitzigter als ich glaubte, aber man wird dem Dinge auf die Spur kommen. — Mit diesen Worten ging er seiner Wege, und warf mir noch einen Blick zu, wie der Schulmeister, wenn er einen Jungen antrifft, der hinter der Schule weggelaufen ist. Ich dachte: laß den Narren glauben, was er will, was kümmert's mich! Aber der boshafte Mensch sann auf einen hämischen Streich.

Einige Tage nachher hatte Fritz wieder unsern geflügelten Boten abgefertigt, und weil damals mein Vater eben sehr arg tobte, und mir mit seinem Fluche drohte, wenn ich nicht von Fritzen ablassen wollte; so war der arme Schelm ganz mißmuthig geworden. Er schrieb mir — was schriebst du mir doch?

Ich schrieb dir, sagte der Mann, daß ich mich in den Rhein stürzen wollte, und klagte über deinen Vater, und fluchte über den Adjunctus; es war ein Brief, so lang als die Litanei, und klang auch ungefähr so.

Erst lange nachher, fuhr die Bäuerin fort, bekam ich ihn zu lesen; denn an dem Tage, an welchem Fritz ihn schrieb, wartete ich vergebens auf meine liebe Taube. Um fünf Uhr sollte sie kommen, es schlug halb sechs und sie

kam noch nicht. Mein Kammerfenster stand weit offen, die Weizenkörner waren gestreut, und mein Herz schlug ihr entgegen; aber sie kam nicht. Das machte mir traurige Gedanken. Fritz hatte mich noch nie warten lassen, warum denn heute zum ersten Male? Ist meinem Täubchen ein Unglück begegnet? Das wäre schlimm. Oder ist Fritz krank geworden? das wäre noch schlimmer. Es fiel mir ein, daß ich den Adjunctus mit der Flinte hatte durch das Dorf schleichen sehen. Sollte der abscheuliche Mensch — dachte ich bei mir selbst — aber nein, das wäre gar zu arg, er predigt ja das Wort Gottes, und wird nicht so grausam niederträchtig handeln. Zwar hatte ich um die Zeit wohl auch einen Schuß fallen hören; aber ich wußte, daß unsere Fürstin gerade an dem Tage auf der Jagd war, und daß sie dann immer auch in unsere Gegend zu streifen pflegte. Wer weiß, was sie geschossen haben, dachte ich; wer weiß, was Fritzen sonst in die Quere gekommen ist; morgen wird mein Täubchen wohl an's Fenster picken; wo nicht, so muß ich Geduld haben bis übermorgen, dann kommt Fritz selbst. So sprach ich mir Trost zu, aber recht wollte es doch nicht gelingen. Der Vater wunderte sich, als ich Abends bei Tische den Speck-Pfannkuchen nicht anrührte, den ich sonst so gern esse; und ich selbst wunderte mich noch mehr, als der Wächter im Dorfe die Mitternachtsstunde abrief, daß ich noch immer nicht eingeschlafen war.

Am andern Tage, so gegen die Mittagsstunde, als eben das Vieh hereingetrieben wurde, stehe ich vor unserer

Thür und schwatze mit Nachbars Gretchen. Siehe doch, Christel, ruft sie plötzlich, die schöne Kutsche, die da zum Dorfe hereinfährt. Ich wende meine Augen dahin, und sehe wirklich eine grüne Chaise, so glatt polirt, daß man sich darin spiegeln konnte, und vier Schimmel davor, und ein Kutscher, der von Silber starrte, und ein Lakai, der nichts schlechter war als der Kutscher. Klitsch! klatsch! fuhren sie durch das Dorf; alle Leute kamen heraus vor die Thür und gafften. Wir blieben stehen, Gretchen und ich, um zu wissen, wer in der schönen Kutsche säße? aber als sie näher kam, sahen wir, daß Niemand darin saß.

Schon in der Ferne hatte der Kutscher ein Paar Mal stille gehalten, und bald links bald rechts nach Etwas gefragt, und dann hatten die Leute mit den Fingern immer weiter vorwärts gezeigt. Wonach mag er doch fragen? brummte ich vor mich hin, und kaum hatte ich das Wort herausgebrummt, als der Wagen vor unserer Thür hielt, und der Kutscher mir zurief: Sage Sie mir doch, Jungfer, wo wohnt der Pachter Bergfeld? — Der Pachter Bergfeld ist mein Vater, was soll er? —

Als der Lakai meine Antwort hörte, sprang er flugs herunter, kam herein zu meinem Vater, und vermeldete ihm einen Gruß von unserer Fürstin, mit dem Bedeuten, daß er ihr seine Tochter, Christel mit Namen, schicken solle. Ich erschrack nicht wenig, und mein Vater machte große Augen. Kennt unsere Fürstin dich? fragte er. Daß ich nicht wüßte, antwortete ich. Wir konnten nicht klug daraus

werden, und der Lakai wußte uns auch weiter Nichts zu berichten. Nun in Gottes Namen! sagte mein Vater endlich, nachdem er wohl ein Dutzend Mal Hm! Hm! vor sich hin gebrummt hatte: unsere Durchlauchtigste Fürstin ist eine fromme liebreiche Dame, bei ihr bist du gewiß nicht schlecht aufgehoben. Fahre hin und laß mich bald Nachricht von dir hören. — Mir war es gar nicht recht. Ich fragte den Bedienten: ob ich auf den Abend zurück kommen würde? er wußte es nicht. Du lieber Himmel! dachte ich, das kann dauern bis morgen, und dann kommt Fritz und findet mich nicht, er wird unruhig werden, und ich erfahre auch nicht, wo meine Taube geblieben ist? Was war zu thun? Ich nahm mir vor, im Nothfall der Fürstin zu sagen, daß Fritz auf mich warte.

Geschwind lief ich an den Brunnen und wusch mich fein sauber, dann sprang ich auf meine Kammer, zog ein rothes Mieder mit silbernen Hefteln und fünf neue Röcke an. Ehe ich noch recht wußte, wie mir geschah, saß ich schon im Wagen, und klitsch! klatsch! ging es zum Dorfe hinaus. Die Leute sperrten die Mäuler weit auf: Bergfeld's Christel! flüsterte man hier; Bergfeld's Christel! zischelte man dort; wo mag sie hinfahren? Es war mir wunderlich zu Muthe. Ich kannte jeden Baum und jeden Strauch in der ganzen Gegend, aber aus dem Wagen kam mir Alles ganz anders vor. Ich schämte mich, daß der Lakai hinter mir stand, ich nöthigte ihn herein in den Wagen, aber er lachte und wollte nicht kommen.

Als wir etwa eine halbe Stunde gefahren waren, machte mich das sanfte Schaukeln ganz schläfrig. Ich fing an zu nicken, und fuhr mit Schrecken in die Höhe, als der Wagen plötzlich still hielt. Da standen wir vor einem prächtigen Schlosse, an einer großen Treppe, und zwei schnurrbärtige Grenadiers spazirten auf und nieder. Eine Menge Bedienten liefen hin und her und Köche mit weißen Schürzen. Ich mußte aussteigen und die große Treppe hinaufgehen, da schallte es, wenn ich ging, wie in der Kirche. Man führte mich in ein Zimmer, das war voller Menschen, auch vornehme Damen darunter, die bald Dies, bald Jenes hin und her trugen. Es roch in dem Zimmer so süß wie Gewürznelken, und an der Decke waren Engelchen gemalt und eine schöne große Frau mit Hunden, die trug das erste Viertel auf dem Kopfe.

Nachdem ich das Alles eine Zeit lang angegafft hatte, wurde ich herein gerufen zu der Fürstin. Ich wollte einen tiefen Knix machen, und fiel der Länge lang auf den Boden, denn der Boden war so glatt wie ein Spiegel. Die Fürstin lächelte wohl, aber sie lachte mich doch nicht aus, denn sie ist eine herzensgute Frau. Die sollte Er kennen, lieber Herr, und die ganze Welt sollte sie kennen. Wenn die gottlosen Franzosen solche Fürstinnen hätten, was gilt's, sie würden sie auf den Händen tragen.

Wie heißest du, liebes Kind? hub sie an. — Ich heiße Christel Bergfeld. — Wie alt bist du? — Siebzehn Jahr. — Ich habe viel Gutes von dir gehört, und will für dein

Glück sorgen. — Ich machte einen Knix. — Möchtest du wohl heirathen? — O ja. — Das freut mich, ich werde dir einen braven Mann aussuchen. — Ach, gnädigste Fürstin! das wäre zu viel Gnade, ich will schon sehen, daß ich mir selbst Einen aussuche. — Sie lächelte. — Hast du vielleicht schon eine Wahl getroffen? — Ich stockte und wurde blutroth. Das macht, ich dachte an Fritzen. Aber ich schwieg mäuschenstille, denn es wollte sich doch nicht schicken, daß ich Fritzen vor einer Durchlauchtigen Fürstin so geradezu nannte. Nun sprach sie ein Langes und ein Breites von einem Tafeldecker, den sie mir zum Manne geben wollte. Da sollte ich in der Stadt wohnen, und in seidenen Kleidern gehen, und was weiß ich Alles. Mich überfiel eine Bangigkeit, ich konnte nicht reden, und konnte auch die Thränen nicht verschlucken.

Was fehlt dir, gutes Kind? sagte die Fürstin, mit einer sanften, süßen Stimme, daß mir das Herz ganz weich davon wurde. Gewiß hast du schon was Liebes? Gestehe es mir nur gerade heraus. —

Als sie mir das Messer so an die Kehle setzte, da platzte ich endlich los, und nun ging es wie ein Strom aus meinem Munde. Nicht das Kleinste behielt ich auf dem Herzen, Fritz war immer mein drittes Wort, und daß ich's kurz mache, ich sagte ihr geradezu, daß ich mit meinem guten Willen nie eines Andern Weib sein würde. Mir war bange, sie möchte es übel nehmen, aber sie blieb freundlich wie zuvor. Bedenke nur, sagte sie, wenn du den Tafeldecker heirathest, so

brauchst du dich um Nichts zu bekümmern; du hast eine Köchin, und kannst die Hände in den Schooß legen. Wirst du aber Fritzens Weib, so mußt du selber in die Küche treten, die Suppe an's Feuer setzen und das Geschirr aufwaschen. — O, das thu' ich recht gern! Mit Fritzen wird hernach die Suppe desto besser schmecken. — Meinst du? Aber verstehst du denn auch, was zu einer ordentlichen Hausfrau gehört? Kannst du kochen und backen, nähen und waschen? — O ja. — Du bist sehr keck mit deinem »O ja,« und ich wette doch, wenn ich dich auf die Probe stelle, du verstehst nicht einmal ein Huhn oder eine Taube zu schlachten. — Hm! antwortete ich ein wenig spöttisch, das wäre arg. Einem Huhn den Hals abzuschneiden, oder einer Taube das Messer zwischen den Schnabel zu setzen, und ihr ritsch! den halben Kopf weg zu säbeln, das wäre auch wohl eine große Kunst. — Das möchte ich doch Einmal sehen, sagte die Fürstin, und wandte sich zu einem hübschen, blutjungen Herrn, der hinter ihr stand, und der ein silbernes Achselband trug. Sie befahl ihm, er sollte in die Küche gehen und eine Taube und ein Messer für mich holen. Der junge Herr lachte in sich hinein wie ein Schalk, und lief fort. Vergiß nicht, liebes Kind, warnte mich die Fürstin, daß, wenn du nur geprahlt hast, und die Taube nicht zu schlachten verstehst, du statt Fritzen den Tafeldecker heirathen mußt. — Das kam mir lächerlich vor; ich versprach, den Tafeldecker auf der Stelle zu heirathen, wenn ich die Taube nicht auf Einen Schnitt um's Leben brächte; und ich

bedauerte nur den schönen glatten Fußboden, weil das Blut darauf tröpfeln würde.

Das hat nichts zu bedeuten, sagte die Fürstin lächelnd, und eben trat der junge Herr mit der Taube herein. Aber wie erschrack ich! es war meine Taube. Ich erkannte sie auf den ersten Blick. Zum Ueberfluß hing ihr noch ein Zettelchen am Halse, worauf geschrieben stand: Schlacht' mich nicht, ich bin Fritzens Taube. Ich blieb mit offenem Maule stehen, sah bald die Fürstin und bald den jungen Herrn an, und wußte nicht, was ich davon denken sollte. Der junge Herr, merkte ich wohl, hatte Lust zu lachen, aber die Fürstin war ganz ernsthaft. Nun? sagte sie, lass' deine Geschicklichkeit sehen. — Ich diese Taube schlachten! rief ich, und die Thränen schossen mir in die Augen; lieber wollte ich mir selber den kleinen Finger abschneiden. Ich liebkoste das arme Täubchen, und wurde von ihm geliebkost; aber nun sah ich erst, daß ihm ein Flügel gelähmt war. Das machte mich ganz wild, ich vergaß wo und bei wem ich war, ich schalt auf die unbarmherzigen Menschen, und nahm kein Blatt vor den Mund. — Wozu das Geschwätz? hub die Fürstin endlich an: Kannst du die Taube schlachten oder nicht? — Hundert Tauben will ich schlachten, nur diese nicht. — So wirst du dir gefallen lassen, den Tafeldecker zu heirathen.

Ich sah die Fürstin wehmüthig an, als wollte ich sagen: das ist Ihr Ernst nicht. Aber sie machte mir ein strenges Gesicht, und befahl mir, bei ihren Kammerfrauen zu bleiben, bis

sie mich wieder rufen lassen würde. Ich mußte dem jungen Herrn folgen, mein armes Täubchen blieb bei der Fürstin zurück. Unterwegs erzählte mir mein Führer, die Fürstin sei Tages zuvor auf der Jagd gewesen, und als sie gegen Abend am Rhein herunter geritten, sei plötzlich in der Nähe ein Schuß gefallen, man habe sich umgesehen, da sei eine Taube mitten zwischen dem Gefolge niedergestürzt, und weil sie ein rothes Bändchen mit einem Briefchen um den Hals getragen, so habe man sie der Fürstin gebracht, die das Briefchen gelesen, und befohlen, die Taube mitzunehmen. Gleich darauf habe sich der Schütze sehen lassen, der einen blauen Rock mit schwarzen Knopflöchern und eine runde Locke getragen; er sei hastig aus dem Busche getreten, und habe allem Ansehen nach große Lust gehabt, die Taube für sich zu behalten; aber aus Respekt vor der Fürstin sei er mit dem Hut in der Hand von ferne stehen geblieben.

Das ist der gottlose Adjunctus! rief ich, und weinte. Der junge Herr brachte mich zu den Kammerfrauen, die gar schöne freundliche Damen waren, und mir Konfekt und Kaffee vorsetzten, aber ich konnte weder essen, noch trinken. Zwar sagten sie mir auch, daß man meiner armen Taube den gelähmten Flügel mit Balsam bestrichen, und daß sie nicht sterben würde; aber mir war eng und weh um's Herz, ich quälte mich mit traurigen Gedanken, wie es werden würde, wenn ich den Tafeldecker heirathen müßte, und was Fritz dazu sagen würde? Als der Abend hereinbrach, wollte ich

nach Hause, man ließ mich nicht fort. Die Menschen begegneten mir wohl alle recht freundlich, aber sie ließen mich doch nicht fort. Ich wurde in ein schönes weiches Bett gelegt, und konnte gar nicht schlafen. Während die Andern um mich her schnarchten, betete ich recht inbrünstig, und — Gott verzeihe mir die Sünde! — ich stieß auch manche Verwünschung gegen den Adjunctus aus. Mit Sonnenaufgang war ich aus dem Bette, saß am Fenster und weinte. Die schönen Damen lachten mich aus, und sprachen mir Muth ein, aber wo sollte ich Muth hernehmen ohne Fritzen! — Das dauerte so den lieben langen Tag, und noch zwei andere Tage. Ich wollte verzweifeln vor Unmuth und Langeweile, bis endlich der junge Herr wieder kam, und mich zu der Fürstin berief. Aber Fritz, nun ist die Reihe an dir, erzähle, wie es dir unterdessen erging.

Wunderlich genug, sagte der Mann; ich stieg froh und wohlgemuth aus dem Bette, und ließ mir gar nicht träumen, was für seltsame Dinge unterdessen vorgefallen waren. Ich schickte mich eben an, das Wasser aus meinem Kahne zu schöpfen, weil ich hinüber wollte zu Christeln, da kam ein fürstlicher Stallknecht geritten, fragte, wie ich hieße? und als ich ihm antwortete: Fritz Heinemann, befahl er mir, auf der Stelle mit ihm nach der Stadt zu kommen, weil die Fürstin mich sprechen wolle. Anfangs hielt ich's für Spaß, und meinte, er solle mich ungeneckt lassen; aber er fluchte wie ein Pandur, und ließ mir kaum so viel Zeit, meine Sonntagsjacke anzuziehen. Gar zu gern hätte ich es

wenigstens bis auf den andern Tag verschoben, weil ich dachte, Christel wird auf mich warten, und es ist doch besser daß die Fürstin wartet, als Christel; überdies hatte ich meiner Christel viel, sehr viel zu sagen, und der Fürstin nicht ein Sterbenswörtchen; das half Alles nichts, ich mußte über Hals und Kopf mit fort trollen. Als wir auf das Schloß kamen, wurde ich in einen schönen großen Garten geführt, da saß die Fürstin auf einem hölzernen, grün bemalten Stuhle, und vor ihr hin lief eine lange, lange Allee, und am Ende der Allee stand ein rundes Gartenhäuschen, sie nannten es einen Tempel. Es ist mir noch immer, als ob ich alles Das vor mir sähe. Um die Fürstin herum waren viele schöne Herren und Damen. Ich machte einen großen Kratzfuß, und hielt meinen Hut vor den Bauch.

Wie heißest du? fing die Fürstin an. — Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, antwortete ich, ich heiße Fritz Heinemann. — Das ist mir lieb, sagte sie, du bist ein braver Bursch, fromm und fleißig, ich will dir auch eine gute Frau geben. — Ach! mit der Frau hat's gute Wege, die will ich mir schon selber suchen. — So? Aber ich habe dir des Tafeldeckers Tochter zugedacht. Sie ist hübsch und hat Geld. — Je du lieber Gott! ich weiß wohl Eine, die auch hübsch ist, und auch Geld hat, und für die ich durch's Feuer liefe. — Lass' doch hören, wer wäre denn die? — Christel Bergfeld, mit Respekt zu sagen, Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, und in meinem Leben kann ich kein anderes Mädchen heirathen; das wäre eben so, als ob der Main nicht

mehr in den Rhein fließen sollte. — Wahrhaftig? Aber will sie dich denn auch? — O ja, sie will wohl, wenn nur der Vater wollte. — Du mußt sie zu verdienen suchen. — Hat sich was zu verdienen! Ich habe Christeln lieb, und Christel meint, das sei Verdienst genug. — Ja, für Christeln, aber nicht für den Vater. Wie wäre es, wenn du mich zur Freiwerberin machtest? — Ich scharrte einen Kratzfuß. — Aber umsonst thue ich es nicht; du mußt mir versprechen, mir wenigstens drei Jahre als Soldat zu dienen. — Ei warum das nicht! Christel ist nicht älter als siebzehn Jahr, und ich nicht älter als zweiundzwanzig. Hat doch der Erzvater Jakob vierzehn Jahr um die schöne Rahel die Schafe hüten müssen, und Rahel war gewiß nicht so hübsch als Christel. — Sie lachten Alle wie die Narren, als ich das so treuherzig heraus sagte.

Gut, Fritz Heinemann, fuhr die Fürstin fort, du wirst Soldat werden, aber kannst du auch schießen? — Warum nicht? Es ist wohl eine große Kunst, eine Flinte abzudrucken! — Das Schießen allein macht es nicht aus, man muß auch treffen. — Je nun, wenn das Ding, das ich treffen soll, mir nahe genug ist — Was meinst du, kannst du wohl versprechen, in einer Entfernung von zwanzig Schritt eine Taube todt zu schießen? — O ja. — Wohlan, das wollen wir bald seh'n, aber triffst du die Taube nicht, so wird auch Christel nicht dein Weib. — Nur her mit der Taube. —

Die Fürstin winkte, flugs liefen ein Paar Bedienten fort, kamen um eine kleine Weile wieder, der Eine gab mir

eine schöne blanke Flinte in die Hand, und der Andere band zwanzig Schritte von mir eine Taube an einen Strauch. Ich warf meinen Hut weg, und schlug die Flinte an. Als ich aber recht nach der Taube blinzelte, mein Seel', da kam es mir vor, als wäre es unsere Taube. Wie der Blitz lief ich hin, sie war es. Um ihren Hals hing ein Zettelchen mit den Worten: Schieß' mich nicht, ich bin Christel's Taube. — Je du lieber Gott! schrie ich, wo kommst du her, armes Täubchen? — Das kann dir gleich viel gelten, sagte die Fürstin, schieß' nur. — Ich diese Taube schießen? Lieber wollte ich ein Auge aus dem Kopfe verlieren. — Hast du nicht versprochen? — Ja, wenn es nur sonst eine berühmte Taube wäre, die, zum Exempel, aus Noah's Kasten, oder die des türkischen Lügenpropheten; aber Christel's Taube! Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht soll wissen, daß mein Vater und Christel's Vater einen langen Prozeß über die verwünschten Tauben mit einander geführt haben, und sind einander grimmig Feind worden, weil mein Vater ein halbes Hundert auf Einmal todt schoß. Soll ich nun mit Christeln auch einen Prozeß führen? und auch grimmig Feind werden? Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, das geht nimmermehr an, denn wir lieben einander wie die Tauben, und diese hier hat ehrlich und redlich unsere Briefchen getragen; der Gott sei bei uns mag wissen, wie sie in die Gefangenschaft gerathen, und wollte ich gern einen feisten Hammel d'rum geben, wenn ich sie wieder mitnehmen dürfte. — Das sagte ich, und noch Allerlei, was mir in den Mund

kam. Ich gab die süßesten Worte, aber Alles vergebens. Die Fürstin wurde zornig und ließ mich auf die Hauptwache führen. Da saß ich drei Tage und machte Kalender. Zwar ließen sie mir nichts abgehen, und der Offizier gab mir zu essen von seinem eigenen Tische; aber ich wurde doch in den drei Tagen so mager wie ein Häring, weil ich immer dachte: du lieber Gott! was soll daraus werden? und was wird Christel denken? — Endlich hieß es: Marsch! die Fürstin will noch Einmal mit dir reden. — Ich wurde wieder in den Garten geführt — aber Christel, nun ist es an dir, du erzählst besser als ich.

Der junge Herr, sagte die Bäuerin, der mich abholte, brachte mich geradesweges auf den Platz im Garten, den Fritz beschrieben hat. Da saß die Fürstin mit ihrem ganzen Hofstaat. Aber ich mußte seitwärts stehen bleiben, und sie redete nicht ein Wort mit mir. Es währte nicht lange, so kam auch Fritz von der anderen Seite. Als er mich sah, und als ich ihn sah, schrien wir Beide laut auf, und wären einander gern in die Arme geflogen, wenn der Respekt es zugelassen hätte. Die Herren und Damen vom Hofe hielten Schnupftücher und Fächer vor die Gesichter, ich merkte wohl, daß sie lachten; aber die Fürstin blieb ganz ernsthaft, und sah fast ungnädig aus. Ein Lakai brachte ihr unsere Taube, sie nahm sie auf den Schoß, rief mich näher, und fragte: ob ich noch nicht entschlossen sei, die Taube zu schlachten? — Ich kann wahrhaftig nicht, sagte ich mit Thränen; meine Hand würde zittern, und mein Herz würde brechen.

— Nun, versetzte die Fürstin, so stelle ich dir hier den Tafeldecker als deinen Bräutigam vor. Sie zeigte auf einen kleinen bucklichten Menschen, der neben mir stand, und mir einen freundlichen tiefen Bückling machte. —

Lieber Herr, sagte ich zu ihm, heirathe Er mich ja nicht. Es geht nicht gut, denn ich liebe Fritzen, und ich sage es Ihm vorher, daß es übel ablaufen wird.

Es gibt noch Ein Mittel, sagte die Fürstin, und wandte sich zu Fritzen, der unterdessen ein großes Stück aus seinem Hute gekniffen hatte; wenn dieser junge Mensch sein Versprechen hält, mir drei Jahre als Soldat zu dienen, und zur Probe, daß er mit Schießgewehr umzugehen versteht, auf der Stelle diese Taube todt schießt. — Das wird er nicht thun, rief ich hastig, das wird er gewiß nicht thun! — Nach seinem Gefallen, versetzte die Fürstin; wenn er es nicht thut, so steht seine Braut auch schon neben ihm. — Fritz erschrack und sah sich um; ein großes, häßliches Mensch, mit einer Haube auf dem Kopfe, schielte ihn mit frechen Blicken an. — Nun Fritz, was meinst du? fuhr die Fürstin fort, willst du Diese oder Jene? — Hat sich was zu fragen, Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, ich will meine Christel haben. — So greif' nach der Flinte. — Fritz glurte verstohlen nach mir hin, und wußte nicht was er thun sollte. Wie war es doch, Fritz? Was sprachst du zu mir?

Der Bauer nahm das Wort: Je nun, ich meinte, eine Taube wäre doch immer nur eine Taube; es käme auf einen herzhaften Druck mit dem Finger an, so wäre es gesche-

hen; Christel sollte lieber nicht hingucken; es wäre doch besser, daß wir uns heiratheten, als daß die Taube leben bliebe, die nicht einmal ein Männchen habe. — So? sagte Christel, und du könntest unser armes Täubchen wirklich todt schießen? — Ich meinte, wenn ich nur erst ein Paar Gläser Branntwein im Leibe hätte, so wollte ich mir wohl ein Herz fassen. — Aber da erinnerte mich Christel an die vielen Brieschen, welche die Taube ihr zugetragen, und wie ich sie aus den Klauen des Habichts errettet; und wie Christel mir den ersten Kuß dafür gab, der mir noch wie Feuer auf den Lippen brannte. Kurz, sie machte mich so weichherzig, daß mir das Schluchzen ankam, und ich sagte: Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, thun Sie mit mir was Sie wollen; aber dem armen Täubchen thue ich ein für alle Mal nichts zu Leide. — Da machte die Fürstin ein böses Gesicht. Wohlan, sagte sie, ihr habt euer Unglück euch selbst beizumessen.

Mit diesen Worten setzte sie die Taube auf die Erde, welche stracks die Allee hinab zu laufen begann, gerade auf das runde Häuschen zu, das in der Ferne stand. Mir und Christeln befahl die Fürstin, der Taube zu folgen, wohin sie uns führen würde; dort sollten wir unser Schicksal erfahren. Wir gehorchten, und ein schnurrbärtiger Grenadier mit aufgepflanztem Bajonnet ging zwischen uns, daß wir uns nur von der Seite anschielen konnten. Hinter uns hörten wir kichern und lachen, das schnitt mir durch die Seele. Die Taube ging, hüpfte und flatterte immer vor uns her,

immer auf das runde Häuschen los; denn Er muß wissen, guter Herr, daß man die Taube nur dort gefüttert, und ihr in vierundzwanzig Stunden nichts zu fressen gegeben hatte, d'rum war sie hungrig, und fragte weder nach mir, noch nach Christeln. Wir schlichen trübselig hinterdrein, bis wir endlich vor die Thür gekommen waren, die that sich plötzlich auf, und was sahen wir da? — Mein Seel! den Herrn Adjunctus im völligen Ornat, hinter einem Altare, und den Küster neben ihm. Wir konnten alle Drei vor Verwunderung nicht ein Wort reden. Es war mir gar nicht lächerlich zu Muthe, aber ich mußte doch schier lachen über seine wunderlichen Grimassen. Unsere Durchlauchtigste Landesfürstin, hub er endlich an — und seine Lippen zitterten, die Nasenspitze war ihm ganz gelb geworden — unsere Durchlauchtigste Landesfürstin hat mir allergnädigst befohlen, das erste Paar, welches hier hereintreten würde, ohne weitere Umstände zu kopuliren. — Potz Wetter! wir ließen uns das nicht zweimal sagen. In fünf Minuten waren wir Mann und Weib, und der Herr Adjunctus mußte uns noch obendrein gratuliren. Als wir wieder herauskamen, ging der Grenadier nicht mehr zwischen uns. Mein Vater und Christel's Vater kamen uns entgegen, waren versöhnt, und umarmten uns. Da mußte ich weinen, daß mich der Bock stieß, und Christel weinte auch. Die liebe gnädige Fürstin beschenkte uns zu guter Letzt reichlich, wegen der vielen Angst, die wir ausgestanden hätten, wie sie meinte. Aber das Kostbarste, was wir mit uns nahmen, war die Taube; die haben

wir mit Sorgfalt und Liebe gefüttert bis auf den heutigen Tag, wo sie endlich vor Alter gestorben ist.

Hier endigten die guten Leute ihre Erzählung, die, nach manchem Kriegsgetöse und Schlachtgetümmel, dem Hauptmann von A** eine sanfte Erquickung gewährt hatte. Er schlief die Nacht ruhig und süß auf seinem Feldbette. Der folgende Tag war gerade ein Rasttag, und er freute sich, noch länger unter diesen Kindern der Natur und Unschuld verweilen zu können. Wirth und Wirthin waren schon ganz vertraut mit ihm geworden. Gegen Abend näherte sich ihm die Bäuerin ein wenig schüchtern, erzählte ihm, Fritz habe für die Taube im Garten, unter einem Rosenstrauche, ein Grab gemacht, und weil sie ihrem Liebling doch gern eine letzte Ehre erzeigen wollten, so wären sie auf den Einfall gerathen, ihn zu bitten, durch seine Trommelschläger und Pfeifer bei der Beerdigung ein wenig Musik machen zu lassen; sie wollten nachher die Leute aus Dankbarkeit gut bewirthen. Der Hauptmann willigte gern darein, und so wurde das gute Täubchen mit lautem Schluchzen und gedämpften Trommeln zur Erde bestattet.



Die klagenden Ehemänner.

(Ein rührendes Drama.)

Spielende Personen:

Der Powatan, Oberregent von Virginien.
Der Fürst der Chikahaminer, sein Schwiegervater.
Die weise Quarlasamma, Präsident des Staatsraths.
Elhasgh Thami Medun, vormaliger marokkanischer Ambassadeur am dänischen Hofe.
Ein Siameser. Ein Peruaner. Ein Lappländer. Ein Südsee-Insulaner. Ein Karaibe. Ein Grönländer. Ein Irokese. Ein Russe. Ein Ostindianer. Ein Neger. Ein Jude. Ein Einwohner der Insel Formosa. Ein Tagelöhner von Worcester. Mehrere Europäer aus allerlei Ständen.

Sämmtliche spielende Personen erscheinen mit ihren Weibern.

(Der Schauplatz ist in Virginien.)

Erste Scene.

(Der Palast des Powatan. Man führt den Fürsten der Chikahaminer herein.)

Der Fürst (zu seinem Gefolge).

Man melde meine Ankunft sogleich meinem Schwiegersohne.

(Einer aus dem Gefolge entfernt sich.)

Der Fürst (geht unruhig auf und nieder, bis endlich der Powatan hereintritt, dem er mit raschen Schritten entgegen eilt). Ha! mein Sohn! was muß ich hören!

Der Powatan. Willkommen, Schwiegervater! sprich, was hast du hören müssen?

Der Fürst. Du willst meine Tochter, die reizende Murra, verstoßen?

Der Powatan. Wir können es mit der reizenden Murra nicht länger aushalten.

Der Fürst. Warum nicht? War sie nicht das schönste Mädchen ihrer Nation? Hat sie nicht die lieblichsten kleinen Augen, eine platte Nase und einen weiten Mund?

Der Powatan. Alles wahr, die Reize ihres Körpers hatten uns bezaubert, aber wir verlangen, daß unsere Gemahlin nicht allein schön, sondern auch tugendreich sei. Der Kummer nagt an unsern Herzen, wie ein Pfahlwurm im Holze. Wir müssen sterben, so wenig Lust wir auch dazu haben, wenn wir dieses verhaßte Band nicht bald entzwei schneiden. Ach Vater! so weit die Sonne scheint — und vermuthlich scheint sie überall — findest du keinen unglücklicheren Ehemann als uns.

Der Fürst. Erkläre dich deutlicher, was vermissest du an der schönen Murra?

Der Powatan. Gleich in den ersten Tagen unserer Verbindung mußten wir mit Schrecken wahrnehmen, daß sie nicht einmal ordentlich zu barbiren versteht. Du weißt, wie nothwendig die Kunst, den Bart abzunehmen, einer treuen Hausfrau ist; aber ach! dieser Bart, zu dessen hilfreicher Freundin Natur und Sitte sie bestimmte, ist von unserer ersten Gemahlin verlassen! — O! — (Er weint.)

Der Fürst. Ich fühle und theile deinen gerechten Schmerz. Leider ist es unverzeihlich, daß die schöne Murra

nicht barbiren kann; aber du hast ja der bartscheerenden Weiber mehrere, und wenn meine Tochter durch andere Tugenden diesen Mangel ersetzt —

Der Powatan. Ja, wenn! — Aber wenn wir dir nun sagen, daß die Ungeschicklichkeit im Barbiren eine unserer geringsten Klagen ist? — Wir mögen dein zärtliches Vaterohr nicht lange quälen. Auch haben wir noch nicht gefrühstückt. Höre nur noch Eines, das Wichtigste — und schaudere!

Der Fürst. Laß hören!

Der Powatan. Du wirst es nicht glauben wollen, denn so lange Powatan's regieren, das heißt, so lange die Welt steht, ist ein solcher Gräuel nicht erhört worden. Die schöne Murra mischt sich nie in Staatsgeschäfte!

Der Fürst. Ist es möglich!

Der Powatan. Ihr gilt es gleich, ob wir Krieg führen oder Frieden schließen; ob wir unsere Unterthanen gnädigst kochen oder huldreichst braten. Gähnend sitzt sie im Staatsrathe, schweigt und spielt mit ihrer Federschürze.

Der Fürst. Ha! wie konnte ein so ungerathenes Kind aus dem Blute der Chikahaminer entsprießen!

Der Powatan. Du bist gerecht, Schwiegervater, du weißt, daß es die erste Pflicht der Gattin eines Fürsten ist, die Staatsgeschäfte zu verwalten. O reizende Murra! du bist untauglich zu dieser Pflicht, und folglich müssen wir dich ohne Barmherzigkeit verstoßen.

Der Fürst. Du hast Recht, mein Sohn, ein Weib das weder barbiren, noch den Staat verwalten kann, ist eine unnütze Kreatur. Aber — warum soll ich es verbergen — noch immer spricht in meinem Herzen die Stimme der Natur für meine ehemals geliebte Murra. Bedenke, Sohn, daß es der geplagten Ehemänner so viele auf der Welt gibt, als Fische im Meere und Sand am Ufer. Aber die Götter verliehen den meisten die köstliche Gabe der Geduld —

Der Powatan. Auch das würden wir versuchen, obgleich einem Powatan nicht zugemuthet werden kann, sich mit der Geduld zu befassen; aber ach! nur die Ueberzeugung, daß wir unter allen Ehemännern der Geplagteste sind, konnte uns zu dem Entschlusse bewegen, dein Vaterherz zu kränken.

Der Fürst. Unter allen der Geplagteste? Glaube das ja nicht. Diese schöne Männerplage ist von den Göttern über jeden Welttheil ausgegossen worden, und du kannst dich keine Tagreise lang in deinem Palankine schaukeln lassen, ohne auf einen Ehemann zu stoßen, der eben so keck, als du, behauptet, der Unglücklichste zu sein.

Der Powatan. Aber wird er es auch mit dem nämlichen Rechte behaupten, als wir?

Der Fürst. Er wird es wenigstens glauben, und wenn er sich eben so elend fühlt, als du, so gilt es gleich viel, ob ein ungeputzter Bart, oder eine andere Sache von ähnlicher Wichtigkeit, sein Leben verbittert.

Der Powatan. Der heutige Tag wird zeigen, ob du Recht habest. Wir können dir nicht verhalten, daß wir schon vor Jahr und Tag auf Mittel sannen, die schöne plattnasichte Murxa mit guter Manier los zu werden. Einer unserer Staatsminister, die alte Quarlasamma, gab uns den Rath, Herolde in die weite Welt zu schicken, welche überall, wo sie hinkommen, Folgendes auszutrompeten verbunden sind:

»Der große Powatan und Oberregent von Virginien, thut Jedermänniglich kund und zu wissen, daß er eine böse Gemahlin, die schöne Murxa, besitze, welche, trotz ihrer platten Nase und ihres weiten Maules, an allen übrigen weiblichen Vollkommenheiten Mangel leidet. Er glaubt sich daher befugt, sich für den unglücklichsten Ehemann auf dem Erdboden zu halten, und fordert einen jeden, an Weiber gefesselten Erdbewohner auf, der da vermeint, geplagter zu sein, als er, sich an dem und dem Tage, in der und der Stunde, in seinem Palaste einzufinden, und sein vermeintliches Elend darzuthun. Ergibt es sich alsdann, daß wirklich Einen unter ihnen ein bedauernswürdigeres Los traf, als den großen Powatan; so macht dieser Oberregent sich anheischig, ihm seine Frau abzunehmen, und ihn noch überdieß mit Schätzen zu überhäufen. Wird im Gegentheil erwiesen, daß das Oberhaupt der Virginier wirklich auch das Oberhaupt der geplagten Ehemänner sei, so müssen sämmtliche Versammelte, die ihm diesen Vorzug abzustreiten

wagten, unter sich losen, und Derjenige, welchen das Los trifft, muß ohne Barmherzigkeit die schöne Murra mit sich nehmen.»

Diesen Rath gab die weise Quarlasamma, und wir säumten nicht, ihn zu befolgen. Unsere Herolde haben ein Jahr lang die ganze Welt durchstrichen und aus allen Kräften trompetet. Heute ist endlich der merkwürdige Tag, an welchem dieser große Streit entschieden werden wird. Schon wimmeln unsere Vorhöfe von Fremden aus allen Ländern, schwarz, roth, gelb und weiß, mit Hüten und Mützen, in engen und weiten, langen und kurzen Röcken. Unser Thron ist aufgeschlagen, wie du siehst, und bald wird die bunte Menge an den Stufen desselben erscheinen. Wir werden in möglichster Kürze ihre Klagen hören und ihre Ansprüche abwiegen, denn wir müssen dir im Vertrauen gestehen, daß unser Vorrath von Lebensmitteln nicht hinreicht, ein so zahlloses Volk lange zu bewirthen.

Der Fürst. Theurer Sohn! wo ich nicht irre, so hat die weise Quarlasamma dich für den Narren gehalten. Du bist nicht der erste Powatan, dem ein Solches widerfährt. Sie ist im Staatsrath grau geworden, und hat dir auf eine feine Art zu verstehen geben wollen, was ich dir ohne Umschweife sagte, nämlich daß vom Oronoko bis zum Mississippi, und von den Cordilleras bis zu den Bergen im Monde alle Ehemänner gleiche Klagen führen. Schon die zahllose Menge der Fremden, welche in deinen Vorhöfen hungert, kann dir das zur Genüge beweisen. Alle hungern

gern und ohne Murren, weil sie hoffen, ihre Weiber hier los zu werden.

Der Powatan. Wie sanft werden wir unser Regentenhaupt diesen Abend niederlegen, wenn die schöne Murra nicht mehr die Zierde unsers Palastes sein wird. — Wohlan! wir besteigen den Thron unserer Väter. Schwiegervater, setze dich zu unserer Rechten. Der Platz hier zur Linken ist für deine reizende Tochter bestimmt. — Man öffne die Thore, und lasse Kläger und Beklagte hereintreten.

(Die kostbaren Flügelthüren, aus Weidenzweigen geflochten, werden aufgethan. In einer Minute ist der Saal buntscheckicht angefüllt, und draußen prügeln sie sich um hereinzukommen. Die Männer fluchen, die Damen kreischen, die Leibwache theilt Rippenstöße aus. Diese sanfte Art der Ueberredung beruhigt sie nach und nach.)

Eine Europäerin (zu dem Powatan). Ew. Majestät haben eine unverschämte Leibwache, die beinahe ganz nackend geht, und unglücklicherweise habe ich meinen Fächer im Gedränge verloren. Wenn man Damen einladet, so sollte man wenigstens seinen Soldaten befehlen, dasjenige Kleidungsstück nicht zu vergessen, welches der bückeburgische Leibarzt nur Kindern zu tragen verbietet.

Der Powatan. Um aller Götter willen! Schwiegervater! hast du je etwas Häßlicheres gesehen? große blaue Augen, eine hügelichte Nase, ein winzig kleiner Mund — wahrlich! wir können uns nicht enthalten zu lachen, daß unser Regentenbauch davon erschüttert wird.

Die Europäerin. Sind Ew. Majestät von Sinnen?

ich habe durch meine Schönheit ein Dutzend Nebenbuhlerinnen zur Verzweiflung gebracht.

Der Powatan. Warte, du wirst sogleich die reizende Murra sehen und verstummen.

(Die schöne Murra erscheint, und nimmt ihren Platz zur Linken ihres Gemahls ein. Die weise Quarlasamma, an der Spitze von zwanzig alten Weibern, welche den ehrwürdigen Staatsrath ausmachen, lagert sich auf den Stufen des Thrones. Es entsteht ein Gesumse, wie von Millionen Käfern. Sämmtliche Damen messen sich mit spöttischen Blicken.)

Eine Lappländerin. Mein Gott! was für drollige Figuren hier versammelt sind! (Zu einer Engländerin, die neben ihr steht.) Schämen Sie sich denn gar nicht, Madame, so lang und schlank gewachsen zu sein?

Die Engländerin. Was will das kleine Unthier mit seinen krummen Beinen?

Die Lappländerin. Freilich sind meine Beine krumm, und ich bin stolz darauf. Es sind die schönsten krummen Beine in ganz Lappland.

Eine Siameserin. Aber die Ohren! die Ohren! Wer hat sie größer, als ich?

Die Engländerin (spöttisch). Und wessen Zähne sind schwärzer, als die Ihrigen?

Die Siameserin. Sie kränken meine Bescheidenheit, mich so in's Antlitz zu loben.

Eine Marokkanerin (mit Empfindlichkeit). Die magere Dame mit dem schwarzen Haar scheint zu vergessen, daß hier auch gewisse rothhaarige fette Weiber sind —

Die Siameserin. Was hilft die Fettigkeit, wenn die Backenknochen nicht gehörig hervor stehen?

Die Lappländerin. Und der Kopf nicht größer ist, als der übrige Körper.

Die Engländerin (laut lachend). Ha! ha! ha! über die ungestalten Mißgeburten!

(Die schönen beleidigten Damen fallen mit vieler Sanftmuth über die Engländerin her und zerzausen sie.)

(Der Powatan gebietet Ruhe. Die Leibwache unterstützt sein Gebot durch kräftige Erinnerungen. Der Lärm verliert sich nach und nach wieder in ein Sumsen. — Die geplagten Ehemänner werden aufgefordert, ihre Beschwerden vorzutragen. „Welcher unter euch," so ruft der Powatan mit lauter Stimme, „hält sich für unglücklicher, als ich?" Ein fürchterliches Echo gibt ihm sein Ich zurück.)

Der Fürst der Chikahaminer. Habe ich das nicht vorher gesagt?

Der Powatan. Es rede Einer nach dem Andern, damit das Trommelfell unserer Regentenohren nicht entzwei springe.

Ein Europäer (tritt auf). Großer Powatan! und ihr, eingeschrumpfte Mitglieder des würdigsten Staatsraths! Hier neben mir steht mein Quälgeist! Laßt euch nicht bezaubern durch die großen schönen Augen und die griechisch geformte Nase —

Der Powatan. Fürchte nichts, mein Freund, ich habe in meinem Leben nichts Abscheulicheres gesehen.

Der Europäer. Zu spät muß ich bereuen, daß die

Reize dieses Körpers, dies seidene Haar, welches sie mit Geschmack zu kräuseln versteht —

Der Powatan. Kann sie auch barbiren?

Die Frau. Warum nicht? Wenn ich Lust habe es zu versuchen —

Der Powatan (zu dem Manne). Nun, was verlangst du mehr?

Der Mann. Ich verlange Bescheidenheit, Einschränkung in ihren Wirkungskreis. Ich verlange, daß sie sich nicht lächerlicherweise in die Politik mische; daß sie sich um ihre Küche und nicht um Staatsgeschäfte bekümmere.

Der Powatan. Thut sie das? Worüber beklagst du dich denn?

Der Mann. Sie ist so stolz auf ihre alte Familie, daß sie sich auf Visitenkarten nicht einmal meines Namens bedient.

Der Siameser. Gerade das Gegentheil ist eine von meinen Klagen. Meine Frau ist so unverschämt, meinen Namen führen zu wollen.

Der Europäer. Sie hat die für eine Dame so ekelhafte Gewohnheit, Tabak zu rauchen.

Der Siameser. Glücklicher Mann! Bei der meinigen kann ich es weder durch Bitten, noch Drohungen dahin bringen.

Der Europäer. Das, wodurch einst die Gesandtschaft der Hunde sich Jupiters Fluch zuzog, thut sie in den größten Gesellschaften ungescheut.

Der Siameser. Daran thut sie ganz Recht. Die Meinige gibt, wider alle Zucht und Sitte, einer albernen Schamhaftigkeit Raum.

Der Europäer. Kurz, ich kann ihre häuslichen Tugenden in zwei Worte fassen: sie versteht Konfituren einzumachen.

Der Siameser. Es geht dir mit den Konfituren, wie mir mit meinen Lieblingsspeisen, faule Eier, und allerlei Ungeziefer, die meine Frau freilich sehr schmackhaft zubereitet. Aber das ist noch nicht genug zum Glück des Lebens. Du möchtest sagen, großer Powatan, daß ihr breites Gesicht, ihre hohen Kinnbacken, ihre großen Ohren, und ihre von Betelkauen schwarz gefärbten Zähne mich nothwendig beglücken müßten —

Der Powatan. Nein, guter Freund, das möchte ich nicht sagen.

Der Siameser. Anfangs ging auch Alles recht gut. Ich nannte sie junger Diamant, junger Himmel, sie nannte mich junges Gold, junge Blume; ihr breites Gesicht erheiterte sich so oft ich kam, ihr lächelnder Mund zeigte die schwarzen Zähne, und ihre großen Ohren wackelten. Aber ach! welche Untugenden mußte ich bald an ihr gewahr werden! sie raucht keinen Tabak! sie vergißt zuweilen den Wohlstand so sehr, daß sie die Schüssel oder den Teller, welchen sie mit darreicht, nur mit Einer Hand anfaßt! und oft habe ich sogar sehen müssen — o Jammer! — daß sie sich im Kopfe gekratzt hat!

Ein Italiener. Bruder Siameser, laß uns tauschen, meine Frau kratzt sich nie im Kopfe. Ich würde auch sonst so ziemlich mit ihr zufrieden sein, wenn mich nicht das fürchterliche Unglück betroffen hätte, am Tage unserer Verbindung wahrnehmen zu müssen, daß das Kleinod ihrer Unschuld nicht zu ihrem Brautschatz gehörte.

Ein Peruaner. Glücklicher Gatte! hier neben mir steht die schöne Dello, die mir leider! dieses Kleinod unverletzt überliefert hat.

Ein Lappländer. Reiche mir die Hand, Unglückskamerad! mir ist's eben so ergangen. Während die Gespielinnen meines Weibes hundert begünstigte Liebhaber hatten, in deren Armen sie nicht allein Ehre und Ruhm, sondern auch eine reiche Aussteuer erwarben, hat diese heuchlerische Dirne, die ich für ein braves, wohlerzogenes Mädchen hielt, nicht den Werth eines Rennthiers verdient, und mir nur allein die Aussteuer zugebracht, die gar keinen Werth hat.

Der Italiener. Freund Lappländer, wenn du keine andere Klage über dein Weib zu führen weißt, so danke Gott und schweige.

Der Lappländer. Ich schweigen? — nachdem ihre Bosheit sich unterstanden hat, meine Trommel und meinen Hammer anzurühren? wenn ich von der Jagd zurückkomme, weigert sie sich sogar, mir gekaute Erlenrinde in's Gesicht zu speien. — Nein, ich fühle mich so elend, daß, wenn der große Powatan mir dieses Weib nicht vom Halse schafft,

ich meinen Schlitten anspanne, auf die Bärenjagd fahre, und den Tod suche.

Ein Holländer. Ich fahre mit dir, und finden wir ihn da nicht, so suchen wir ihn auf dem Wallfischfang. Wenn der große Powatan, wie ich nicht zweifle, nur ein einzigesmal in Amsterdam gewesen ist, so wird er wissen, daß Reinlichkeit unter die Charakterzüge der Holländer gehört. Nun sehe man nur meine schmutzige Ehehälfte. Wie kann ich mit einer Frau leben, die nicht einmal rein von Ungeziefer ist!

Ein Karaibe. Ich beneide dich, Bruder Holländer. Wie wollte ich schmausen, wenn das m e i n e Frau wäre. Bei der meinigen finde ich leider solche Leckerbissen nie.

Der Holländer. Selten geht sie mit mir zu Tische, weil alles, was ich esse, ihr nicht gut genug ist.

Ein Südsee-Insulaner. Danke dem Himmel, daß er deinem Weibe Bescheidenheit verlieh. Meine Frau ist so unverschämt, daß sie immer mit mir an einem Tische essen will.

Der Holländer. Sie schminkt sich, und wollte neulich sogar auch mich schminken.

Der Karaibe. Daraus sieht man, daß sie ihre Pflichten kennt. Die Meinige versteht es sehr schlecht, mich zu bemalen.

Der Holländer. Schon als Mädchen verletzte sie den Wohlstand durch ihren frech entblößten Busen.

Der Karaibe. Das beweißt, daß sie eine gute Erzie-

hung genoß. Ich war einmal auf dem Punkt, meine Braut sitzen zu lassen, weil sie, wieder alle Zucht und Ehrbarkeit, bei einer feierlichen Gelegenheit nicht ganz nackend erschien.

Der Holländer. Und wenn sie alle meine Leiden mir wenigstens durch Vaterfreuden vergelten könnte! Aber auf ihr ruht der Fluch der Unfruchtbarkeit —

Der Karaibe. Darüber kann ich nicht klagen. Dagegen hat mein Weib die Grille, so oft es Mutter wird, selbst im Bette liegen zu wollen, da es doch meine Schuldigkeit ist, das Wochenbett zu hüten.

Der Holländer. Wie süß ist es, wenn Mann und Weib traulich mit einander an einem Tische sitzen, und die Pfänder ihrer Liebe um sie hergelagert sind.

Der Südsee-Insulaner. Dicker Freund, ich verstehe dich nicht. Was sollen Mann und Weib an einem Tische zusammen machen?

Ein Ostindianer. Das wäre sehr unschicklich.

Ein Neger. Wider allen Wohlstand.

Viele Stimmen aus mehreren Nationen. Keine Frau darf sich das unterstehen!

Der Südsee-Insulaner. Hörst du, Bruder Holländer? — Man ist schon gefällig genug, wenn man ihr zuweilen erlaubt, Schweinefleisch zu essen.

Ein Jude. Schweinefleisch? wo denkst du hin?

Der Südsee-Insulaner. Aber die meinige hat Lust, Thunfische und die besten Pisange zu schmausen, so gut als ich. Wenn ich sie nun derb durchprügle, so erkennt sie zwar diesen Beweis meiner Liebe —

Ein Russe. Sehr natürlich.

Der Südsee-Insulaner. Aber selbst meine Wohlthaten fesselten sie nicht. Solltest du glauben, großer Powatan, daß ich das erste Kind, welches sie geboren, blos aus Liebe zu ihr am Leben gelassen? da es doch nur bei mir stand, ihm ein Stück angefeuchtetes Zeug auf die Nase zu legen, um es dadurch zu ersticken. Solltest du glauben, daß sie die Undankbarkeit so weit treibt, mich alle Jahr auf's neue zum Vater zu machen? durch welche schändliche Fruchtbarkeit sie sich bereits den Spottnamen Kindergebärerin zugezogen.

Der Holländer (von mehreren Europäern unterstützt). Was! dieser ehrwürdige Name dient euch zum Spott?

Ein Irokese. Wozu denn? Hörtest du nicht, daß der Nachbar aus der Südsee wohl gar schon im ersten Jahre Vater geworden? und läßt sich eine größere Schande denken?

Ein Bewohner der Insel Formosa. Die Herren schwatzen und reden, daß man beinahe glauben muß, in Europa sei die wahre Ehre unbekannt. Jedermann weiß, welch' eine Schande es ist, wenn eine Frau vor ihrem fünfunddreißigsten Jahre in die Wochen kommt. Die meinige ist erst neunundzwanzig Jahr alt, und ist schon fünfzehnmal schwanger gewesen; fünfzehnmal habe ich ihr die Frucht durch unsere Priesterinnen aus dem Leibe treten lassen, aber nun, das sechzehnte Mal hat kein Treten und Trampeln helfen wollen. Vor Kurzem hat sie mir

wirklich die Schande angethan, ein gesundes Kind auf die Welt zu setzen, und ich bin allen meinen Freunden zum Spott und Gelächter geworden.

Der Karaibe. Unglücklicher Mitbruder! O warum mußte Luko der erste Mensch, aus dessen Nabel alle übrigen hervorgingen, auch Weiber zu unserer Plage entstehen lassen! Ich warb um meine Frau, wie es gewöhnlich ist, noch ehe sie geboren war, und sie wurde mir zugesagt, im Fall das Kind ein Mädchen sein würde. Da es nun wirklich ein Mädchen war, so zeichnete ihm die vernünftige Mutter mit Ruku ein Kreuz auf den Bauch, damit ich es wieder erkennen könnte. Seit ihrem achten Jahre ließ ich sie bei mir schlafen, und gab mir alle Mühe, sie selbst zu bilden. Aber sie ist herangewachsen, und hat keine meiner Hoffnungen erfüllt. Wenn sie mir einen Trank von Uiku zubereiten soll, so kaut sie die Wurzeln nie vorher gehörig durch.

Der Holländer. Pfui! du bist ein unsauberer Gesell!

Der Karaibe. Ihre Bosheit geht so weit, daß sie meinen Tod wünscht. Als ich neulich einen Kahn in's Wasser stieß, berührte sie ihn mit dem Finger, wodurch sie ihn völlig unbrauchbar machte, und eine gewisse Freiheit, deren sie sich dabei bediente, war hinlänglich, mir den sichern Untergang auf dem Meere zu bereiten.

Ein Deutscher. Ich merke wohl, der Karaibe ist nicht so dumm, als unsere Kompilatoren in ihren Länder- und Völkerkunden ihn machen wollen. Er glaubt an Sym-

pathie, jene geheimnißreiche Kraft der Natur, für welche ich vergebens Sinn und Gefühl in meiner Minna zu erwecken suche. Der Mond, der heilige keusche Mond! in dessen Strahlen ich so sanft und himmlisch schwärme, erregt nicht mehr Mitgefühl in ihr, als eine gemeine Gassenlaterne. Nie habe ich sie überreden können, an meinem Arm, im Mondschein über die bethauten Fluren zu wandeln.

Ein Grönländer. Du solltest froh darüber sein. Deine Minna ist eine ehrbare Dirne, die da wohl weiß, was Zucht und Sitte von ihr heischen. Du nennst den Mond keusch? und doch ist der ganzen Welt bekannt, daß keine Jungfrau sich ohne Gefahr von seinen Strahlen bescheinen läßt. Mir ist es leider mit meiner Kuraxa so ergangen. Drei Abende hintereinander fand ich sie im Mondschein vor der Hütte, und ehe ich sie jetzt wieder zum Weibe nehme, will ich lieber schwören, in meinem Leben keinen Tropfen Seehundsblut zu trinken.

Der Powatan. Schwiegervater, bald haben wir das Ding satt. Die Kerls wissen alle nicht, was sie wollen.

Quarlasamma. Großer Powatan, neige dein Ohr herab, hier steht schon wieder einer, der da klagen will.

Der Powatan. Ja sie klagen alle, aber unser Regentenmagen hungert, und in allen ihren Klagen ist nicht so viel Menschenverstand, als man auf die Spitze eines Pfeiles legen kann.

Ein Europäer. Ew. Majestät werden geruhen, nur noch meine Beschwerden anzuhören. Sie sind wichtiger als die des ganzen Haufens.

Der Powatan. Nun laß hören, und mach es kurz.

Der Europäer. Meine Familie schwatzte mir ein reiches, aber häßliches Mädchen auf, fett und rothhaarig, mit geschminkten Wangen und gefärbten Augenbraunen —

Der Marokkaner Elhasgh Thami Medun. Um Vergebung, wenn ich dich unterbreche. Du nennst ein fettes rothhaariges Geschöpf häßlich? läßt sich etwas schöneres denken, als ein Mädchen, dessen Wangen von Cochenille glühen, dessen Speckhals mit Punkten von Antimonium umgeben ist, dessen Augenlieder mit Kahol schwarz, die Hände und Finger aber mit Henna brandgelb gefärbt sind? Leider sind es gerade diese Vorzüge, welche mich in das Netz des Ehestandes lockten.

Der Powatan. Ich verbiete mir den Streit über die Schönheit eurer Weiber. Wenn hier von Schönheit die Rede wäre, so dürfte unsere plattnasichte Murra mit einer Jeden messen. Aber hier ist die Frage von ganz andern Dingen.

Der Europäer. Du hast Recht, großer Monarch —

Der Powatan. Die Powatans haben immer Recht.

Der Europäer. Man gewöhnt sich an Schönheit wie an Häßlichkeit, nur muß die letztere nicht in Widerlichkeit ausarten. So erweckt es mir zum Beispiel Ekel, wenn ich sehen muß, daß meine Gattin alle ihre Zähne verloren hat, durch die üble Gewohnheit, die Suppe heiß hinunter zu schlingen, und nie darauf zu blasen.

Der Marokkaner. Großer Prophet! welch ein selt-

samer Mann! gerade diese Sittenlosigkeit, auf die Suppe zu blasen, empört täglich mein feineres Gefühl.

Der Europäer. Und wenn sie wenigstens durch heitern Frohsinn die Mängel ihrer Gestalt ersetzte. Ich bin ein Liebhaber von muntern Gesellschaften, aber in den ersten acht Monaten unserer Ehe habe ich sie nicht ein einziges Mal überreden können, aus dem Hause zu fahren.

Der Marokkaner. Wollte der Himmel ich könnte das nämliche sagen!

Der Europäer. Besuchen mich meine Verwandte, so verschließt sie sich in ihr Kabinet, und läßt sich gar nicht sehen.

Der Marokkaner. Ach! die meinige thut gerade das Gegentheil! So oft mein Bruder zu mir kömmt, hat sie sogar die Frechheit, ihr Gesicht zu entblössen.

Der Europäer. Um die Wirthschaft bekümmert sie sich gar nicht. Es thäte Noth, ich ginge selbst auf den Markt, um Butter einzukaufen.

Der Marokkaner. Und das ist etwa nicht deine Pflicht? kaufe ich denn nicht täglich Butter ein, ob ich gleich Ambassadeur am dänischen Hofe war?

Der Europäer. Durch alle diese Untugenden hat sie sich bereits so verhaßt gemacht, daß unter zehn meiner Freunde kaum einer mich fragt: wie befindet sich deine Frau?

Der Marokkaner. Ei das ist eben ein Beweis, daß deine Freunde zu leben wissen.

Der Powatan. Nun, da werde mir einer klug daraus.

Ein Irokese. Die Leute schwatzen in den Tag hinein wie die Enten auf dem See Ontario. Der dort beschwert sich, daß seine Frau sich mit der Politik abgibt, ich hingegen halte es für ein Unglück, daß die meinige sich durchaus nicht in Staatsgeschäfte mischen will —

Der Powatan. Recht mein Freund, das ist ein großes Unglück.

Der Irokese. Nicht einmal bei der Wahl eines Oberhauptes wollte sie ihre Stimme geben.

Der Powatan. Das ist unverzeihlich.

Der Irokese. Jener dort rühmt sich, er habe seine Frau geschlagen, ich hingegen bekomme täglich Prügel von der meinigen, die wohl weiß, daß es eine Schande für mich wäre, wenn ich mich gegen sie wehrte. Dort steht gar ein Narr, der über die Unfruchtbarkeit seines Weibes Klage führt, und ich möchte toll werden, daß die meinige mir schon im ersten Jahre ein Kind geboren. — Gerechter Powatan! du siehst, daß deine Pflicht es heischt, vor allen andern m e i n e Frau zu deiner Gemahlin zu machen.

Tausend Stimmen. Nein! die meinige! die meinige!

Der Powatan. Ei ja doch! wenn ich ein Narr wäre. Ihr denkt, die Powatans haben nichts anders zu thun, als Frauen zu nehmen. Ihr hört ja wohl, daß, weit entfernt, uns noch mehr Weiber auf den Hals zu laden, wir die schöne Murra je eher je lieber los sein wollen.

Einige Stimmen. Wir berufen uns auf deine Herolde, und auf alles, was sie in deinem Namen versprochen haben.

Der Powatan. Ei seht doch, ein Herold kann mehr versprechen, als tausend Powatans zu halten vermögen. Kurz, macht mir den Kopf nicht warm. Wir haben unsere Regentenpflicht erfüllt, und nun mag die weise Quarlasamma sehen, wie sie sich heraus hilft.

Quarlasamma (erhebt sich von ihrem Sitze). Im Namen des versammelten Staatsraths! Nachdem wir die widersprechenden Klagen der hier anwesenden Ehemänner wohl erwogen, ziehen wir daraus den Schluß: daß sie sämmtlich nicht wissen, was sie wollen. Ein Jeder begebe sich mit seiner theuren Ehehälfte geduldig nach Hause, und der große Powatan umarme die schöne Murra.

Der Fürst der Chikahaminer. Wohl gesprochen!

Der Powatan. Dummer Schnickschnack!

(Die Kläger murren. Eine Empörung droht auszubrechen.)

Ein Tagelöhner aus Worcester (tritt auf). Beruhigt euch! Die weise Quarlasamma hat den rechten Zipfel nicht gefaßt. Ich bin der Mann, der euch eure Weiber alle abnimmt.

Tausend Stimmen. Sei willkommen, du Wohlthäter des Männergeschlechts!

Der Powatan. Guter Freund, weißt du auch, was du redest?

Der Tagelöhner. Besser als ihr alle. Bei mir zu Lande

bindet man den bösen Weibern einen Strick um den Hals, führt sie zu Markte, und bietet sie zum Verkauf aus. Es findet sich immer ein Narr, der sie kauft, und ich habe noch vor Kurzem eine für fünf Pfund Sterling verhandelt, die nicht fünf Schilling werth war.

Der Powatan. Wohlan, mein Freund, empfange hier aus meinen Händen die schöne Murra.

Alle durcheinander. Hier ist Kuraxa — hier ist Dello — hier ist Minna —

Der Tagelöhner. Nur her damit! Ew. Majestät werden die Gnade haben, mir aus Dero Magazinen so viele Stricke, als ich bedarf, verabfolgen zu lassen.

Der Powatan. Wir sind gnädig und gewähren dir deine Bitte. Doch auch gegen seinen Magen hat der Regent heilige Pflichten. Deshalb wollen und gebieten wir, daß dieser frohe Tag sogleich durch ein herrliches Gastmahl gefeiert werde.

(Die Beschreibung dieses Gastmahls liefere ich vielleicht im vierten Bande.)

Nachschrift. Wer etwa glauben möchte, die Erfindungskraft des Dichters habe in diesem Drama ihr Spiel getrieben, der beliebe darüber nachzulesen: John Smith's Reisen, Archenholz's Literatur und Völkerkunde, dessen England und Italien, Büffon's Naturgeschichte, Geschichte von Grönland, Cook's letzte Reise, Sitten der Wilden, Höst's Nachrichten von Marokko und Fez, Iselin's Geschichte der Menschheit, Meiner's und Spittler's historisches Magazin u. a. m.



Das stolze Bewußtsein.

(Eine persische Erzählung.)

Die Strahlen der Abendsonne hüpften auf den Wellen des Tigris, als der reiche Ali sich in seinen bezaubernden Gärten unter einen Granatäpfelbaum legte, und indem er aus einer goldenen Schale die süßen Beeren der Traube von Schiras einzeln pflückte, die Kühlung des heitern Abends genoß. Mit Wohlbehagen streckte er sich in's weiche Gras, sah die bunten Blüten des Baumes auf dem blauen Grunde des Himmels, lächelte sanft und sprach: »Allah! ich bin glücklich! mein sind diese reizenden Gärten und jener schimmernde Palast; mein ist ein gutes liebevolles Weib, mit Augen so blau als jener Horizont, und Wangen so roth als diese Blüten; mein sind zwei liebenswürdige Knaben, deren Unschuld heiterer lächelt als diese Abendsonne. Doch mehr als Alles verdanke ich dir, Gott! die Ruhe meines Gewissens, die innere Zufriedenheit, die alle Schätze des Kalifen von Bagdad aufwiegt. Die Thautropfen, welche auf diesen Blumen glänzen, erinnern mich nicht an vergossene Thränen; kein Nachhall eines Seufzers irrt um meine Paläste; Wohlthun erwarb mir Reichthümer und edle Liebe gab mir ein Weib. Meine Schätze rosten nicht vom Hauch irgend einer Verwünschung, und die Pfeiler meines Glückes ruhen nicht auf fremden Trümmern.«

So sprach er, als plötzlich ein süßer Hauch ihn anwehte, gleich einem Zephir, der in Mahomed's himmlischen Gärten über Blumenbeeten säuselt, und mit Rosenduft geschwängert um den lieblichen Busen einer Houri flattert. Er blickte auf und sah einen Jüngling, dessen Gewand von Abendroth gewebt, und dessen braunes Haar mit Sternenschimmer durchflochten war. Er schwebte wie ein Wölkchen, dem die untergehende Sonne einen goldenen Saum leiht; sein Auge glich einer Thauperle am frühen Morgen, und sein Mund einer halb geöffneten Rosenknospe. Als er näher kam, fingen die schlummernden Vöglein wieder an zu zwitschern, die Blumen öffneten ihre Kelche, und die Blüten der Bäume reiften schnell zu süßen Früchten.

Ali faltete seine Hände kreuzweis über der Brust, stand gebückt und schlug die Augen nieder. »Fürchte dich nicht,« so hauchte die Stimme des Geistes, und ihr Ton glich dem sanften Gemurmel der Quelle, dem leisen Gelispel der Blätter. »Fürchte dich nicht! ich bin ein Bote des guten Orosmades. Geh, sprach sein Gedanke, und hemme Ali's Uebermuth. Hebe den Schleier von seinen Augen, daß er hell sehe und verstumme.«

»Heil mir!« versetzte Ali mit bebender Stimme, »daß ich ein Gedanke der Gottheit bin! Sprich, Bote des Himmels! Ohr und Herz stehen dir offen. Vertilge den stolzen Uebermuth, den mein Blödsinn edles Bewußtsein nannte.«

Der Geist. Du rühmtest dich: keine Thräne des Kum-

mers bethaue deine Gärten, kein Nachhall eines Seufzers irre um deine Paläste; rede, woher dieser Ruhm?

Ali. Dank dem Schicksal, das mir einen Biedermann zum Vater gab! ich erbte das Beispiel seiner Tugenden und war reich. Unter dieser schönen Erbschaft fand sich auch der wohlthätige Hang zur Gastfreiheit. Die stille Hütte, mein kleines Eigenthum, verwandelte sich nach und nach, durch Fleiß und Menschenliebe, in das Caravanserai, welches du noch auf jenem Hügel erblickst. Dort war jeder Pilger mir willkommen. Den Armen erquickte ich mit Ruhe, und den Leidenden mit Trost; der Kranke wurde mein Bruder und der Verwaiste mein Sohn.

Eines Tages saß ich im Schatten der Palmen an der Pforte, als ein Mann daher wankte, der mich mit hohlen Augen anstarrte. Ich lud ihn freundlich ein, bei mir zu übernachten, und er folgte mir schweigend. Nachdem ich seine Füße gewaschen, Teppich und Polster zum bequemen Lager ihm geordnet hatte, ließ ich Sorbet und Früchte auftragen, um dem, durch Sonnenglut und brennenden Sand erhitzten Wanderer einen ruhigen Schlummer zu bereiten. Aber er wollte nichts anrühren. Sein Blick irrte wild umher, und seinen verschlossenen Lippen entschlüpfte kein anderes Wort, als nur die Bitte, ihn allein zu lassen. Mir schien es, ein herber Kummer nage an seinem Herzen, oder ein böses Gewissen foltre ihn. Ich ließ ihn allein. Meine Sklaven hörten seinen wankenden Fußtritt bis gegen Morgen; auch dann noch, als er still auf den Polstern lag, störte sein krankes Aechzen die Ruhe meiner Wohnung.

Mich rief ein Geschäft früh nach Bagdad; ehe ich ging, empfahl ich den Pilger der Obhut der Meinigen. Als ich gegen Abend heimkehrte, keuchte einer meiner Sklaven mir entgegen, mit dem Bericht, unser Gast sei dem Tode nahe, und habe schon oft mit Sehnsucht nach mir gefragt. Ich eilte zu ihm, da lag er mit gebrochenen Augen, kaum noch seiner Sinne bewußt und röchelte. Ich bückte mich über ihn, und ergriff seine kalte Hand. Er heftete seinen erloschenen Blick auf mich, versuchte zu stammeln, raffte seine letzten Kräfte zusammen, und zog einen kostbaren Ring vom Finger, den er mir zitternd darreichte. Dieser Ring — hub er dreimal an, und dreimal versagte die gelähmte Zunge ihm den Dienst. Er starb wenige Minuten nachher in meinen Armen. Nie habe ich erfahren, wer er war, noch woher er kam.

Ich ließ seinen Leichnam ehrlich zur Erde bestatten. Den Ring betrachtete ich als ein Vermächtniß seiner Dankbarkeit, und trug ihn lange an meinem Finger, bis ich einst von der Noth eines armen Kaufmanns hörte, der in meiner Nachbarschaft wohnte, und einen kleinen Handel mit Seide trieb. Ohne sein Verschulden war er in tiefe Armuth gerathen; ein Weib und vier Kinder litten Hunger, und der Kadi hatte befohlen, sein Haus und Hof den hartherzigen Gläubigern einzuweisen.

Zum ersten Male wünschte ich mir Reichthümer, und trauerte, daß ich nicht so viel entbehren konnte, um meinem redlichen Nachbar zu helfen. Als ich so meine Hände in

den Schooß faltete, und nachdenkend herabsah, fiel mir der Ring in die Augen. Halt! dachte ich, hier ist noch Hilfe. Wie könnte ich das Vermächtniß jenes dankbaren Pilgers besser anwenden, als zur Rettung eines Unglücklichen. Wenn der Geist des vormaligen Besitzers mich noch umschwebt, so billigt er gewiß den Gebrauch, den ich von seinem Geschenke mache. Rasch sprang ich auf, eilte zu einem Juwelenhändler, und erfuhr zum ersten Male mit Erstaunen, wie kostbar das Kleinod sei, welches ich feil bot. Er zahlte mir dreitausend goldene Tomans dafür, die ich, trunken von Freude, dem armen Hoffnungslosen brachte.

Schon ein Dritttheil dieser Summe wäre hinreichend gewesen, sein kleines Eigenthum zu retten; aber das Schauspiel der Verzweiflung einer unglücklichen Familie bei meinem Eintritte in ihre Wohnung, und die plötzliche Verwandlung in den frohsten Jubel, bei meiner unerwarteten Hilfe, hatten mein Herz so bewegt, daß ich ihm die ganze Summe schenkte. Er kann es brauchen, dachte ich; mir bleibt so viel als ich bedarf, und ich habe dem Glücke meines Bruders nichts aufgeopfert, als einen elenden Fingerzierath. Glücklicher als er schlich ich nach Hause, und genoß das Bewußtsein einer guten Handlung. Mein fleißiger Nachbar zog bald darauf nach Samarkand, wo er wahrscheinlich reich und froh noch heute mein Andenken segnet.

Einige Wochen nach dieser Begebenheit klopfte mitten in der Nacht ein Pilger an mein Thor, und bat um Herberge, in einem Tone, als ob er des Bittens ungewohnt

sei. Ich nahm ihn freundlich auf, er betrachtete mich neugierig vom Kopf bis zu den Füßen; ich bewirthete ihn zwei Tage lang, so gut ich konnte, er benahm sich dabei, als ob es so sein müßte. Vom Morgen bis auf den Abend spähte er in meiner Wohnung umher, wollte Alles wissen, was da vorging, meine Lebensweise, mein Thun und Lassen; er holte die Sklaven hinter meinen Rücken aus, und runzelte die Stirn, wenn sie mir Gutes nachsagten. Schon fing dieser Gast an mir beschwerlich zu werden, als am dritten Morgen mein geretteter Nachbar mit seinen Kindern neu gekleidet zu mir kam, und Thränen des Dankes und der Freude weinte. Ich stand mitten unter ihnen und war herzlich froh. Der fremde Pilger schien auch gerührt, doch dünkte mich, ich läse in seinen Augen Mißtrauen oder Mißgunst. Kaum war der Nachbar fort, als er mich bei Seite zog, und auf eine Art befragte, als ob er ein Recht dazu habe: ob ich es sei, der einen kostbaren Ring an den Juwelenhändler in Bagdad verhandelt? — Ich bejahte die Frage. — Verkauftest du den Ring aus Noth? fuhr er fort. — Wenn fremde Noth, versetzte ich, auch eigne Noth ist (wie es wohl Menschlichkeits wegen sein sollte), ja, so verkaufte ich ihn aus Noth. Du bist eben Zeuge gewesen, wie jene Summe sich segenreich verzinste. — Er schwieg einen Augenblick, dann hub er wieder an mit einem merklichen Beben in seiner Stimme: wo hattest du den Ring her? — Ich erzählte ihm, wie ich daran gekommen, und als ich von dem Tode des Mannes sprach, der

ehemals den Ring besessen, da heiterte sein Gesicht sich merklich auf; ich mußte ihm die kleinsten Umstände wiederholen, die Gestalt des Verstorbenen beschreiben, und ihn endlich gar an sein Grab führen. Lange stand er schweigend davor, aber es glänzte eine gewisse Zufriedenheit in seinen Blicken. Plötzlich fiel er mir um den Hals, küßte mich, nahm Abschied von mir, und versprach, ich solle bald wieder von ihm hören.

Ich sah ihm staunend nach, er wählte die Straße nach Bagdad. Ich wußte nicht, was ich aus dem Sonderling und seinem geheimnißvollen Betragen machen sollte; da aber unter meinen menschlichen Gebrechen die Neubegier von jeher eines der geringsten war, so vergaß ich ihn bald, und zwei Monate verstrichen unter gewohnten Beschäftigungen, ohne daß irgend etwas mich an diese unerklärbare Begebenheit erinnerte. Aber an einem heitern Morgen weckte mich ein Bote des Kalifen aus meiner ruhigen Einförmigkeit. »Du sollst, so lautete sein Befehl, augenblicklich nach Bagdad kommen, und dich in der Burg des Beherrschers der Gläubigen melden.» Ich gehorchte wider Willen. Was soll ich bei dem Beherrscher der Gläubigen, da ich doch weder schmeicheln noch Possen reißen, weder kuppeln noch Geld erpressen kann? So dachte ich auf dem Wege nach der Stadt, und bedauerte den schönen Morgen, der ungenossen verstrich; denn drei Dinge sind mir zuwider: die Sonne zwischen hohen Mauern, die Nachtigall im Käficht, und der Mensch in Palästen.

Ich hatte Rechnung darauf gemacht, in den Vorhöfen des Kalifen warten zu müssen, und mich von Hofschranzen begaffen zu lassen, bis auf den Abend. Um so mehr erstaunte ich, als bei dem Namen Ali alle Thüren aufflogen, alle Gesichter lächelten und alle Rücken sich beugten. Jetzt trat ich in das Gemach des Kalifen, und blieb ehrerbietig an der Thür stehen. Ein verschleiertes Mädchen ruhte auf einer Ottomane; der Beherrscher der Gläubigen, welchen sie zu beherrschen schien, saß neben ihr, hielt ihre Hand in der seinigen, und sah ängstlich forschend bald auf sie, bald auf mich. Es erfolgte eine ziemlich lange Pause. Endlich sagte das Mädchen Nein und stand auf. So darf ich hoffen? fragte der Kalife zärtlich. — Ja, versetzte das Mädchen mit zitternder Stimme und verschwand.

Jetzt kehrte er sich zu mir, umarmte mich mit Entzücken, sah mir starr in's Gesicht, und fragte: kennst du mich nicht mehr? — Ich betrachtete ihn genau, siehe da, es war der geheimnißvolle Pilger, der mir einst die Geschichte des Ringes abfragte.

»Ali!» sprach er, »noch immer bin ich dir den Dank für deine gute Bewirthung schuldig. Was ich dir sonst noch verdanke, erräthst du nicht, allein es ist mehr, als selbst der Kalife von Bagdad vergelten kann. Ich kenne dich, deine Art zu leben und zu handeln; ich biete dir meine Freundschaft an. Sage mir immer die Wahrheit, und theile meine Schätze.»

Ich erstaunte, und forschte vergebens nach dem Zufall,

der mich so plötzlich zum Liebling eines großen Fürsten erhob. Nie habe ich erfahren, wer jenes Mädchen war, das erst Nein und dann Ja sagte, und wie dieses Nein und Ja mit meinem Schicksal zusammen hingen. Genug, der Kalife hielt Wort, er hörte die Wahrheit gern und überhäufte mich mit Reichthümern. Oft — ich darf kühn mich dessen rühmen — oft habe ich die unterdrückte Armuth gegen Macht und Reichthum vertheidigt; oft das Schwert der strengen Gerechtigkeit dem Kalifen entwunden, und das Füllhorn seiner Gnade geschüttelt. Helfen konnte ich freilich nicht Allen, aber ungehört ging keiner von mir. Nur Schade, daß der Kalife und ich so ziemlich die Einzigen in ganz Bagdad waren, welchen ein solches Verfahren behagte. Die Schmeichler grinsten uns freundlich in's Gesicht, und hohnlächelten hinter unsern Rücken. Feile Richter, stolze Pfaffen und raubsüchtige Höflinge verbitterten mir das Leben. Ich mochte es nicht länger ertragen, sehnte mich nach Ruhe, und bat den Kalifen um meine Entlassung. Er bewilligte meine Bitte ungern, aber er bewilligte sie doch. Von den reichen Geschenken seiner Großmuth baute ich mir hier am Ufer des Tigris jenes reizende Landhaus, pflanzte diese Gärten, und erweiterte mein Karavanserai. Hier lebe ich nun schon acht Jahre in beneidenswerther Ruhe; Wohlthun und Liebe versüßen meine Tage, und von den Millionen Menschen, von welchen die stolze Residenz wimmelt, vermisse ich keinen, als den guten Kalifen, und seinen Neffen, einen liebenswürdigen, mit den herrlichsten Anlagen begabten

Jüngling. In den ersten Jahren nach meiner Flucht aus dem Getümmel der großen Welt pflegte der Kalife mich zuweilen zu besuchen, aber nun ist es schon lange her, seit wir einander nicht gesehen. Vermuthlich haben Krieg, Geschäfte, Zerstreuungen und tausend neue Verkettungen von Umständen das Bild seines alten Freundes, wo nicht ganz aus seinem Herzen verwischt, doch mehr in den Hintergrund gestellt. Gern verzeihe ich ihm diesen Anschein von Vernachläßigung, und genieße, ihn segnend, die Gaben seiner Huld. Nun sprich, freundlicher Genius, war es Uebermuth zu glauben, daß keine Thräne des Kummers diese Gefilde bethaut? Gastfreiheit, Wohlthun, Gerechtigkeit und Freundschaft waren die Quellen meiner Reichthümer. Ich verdoppele ihren Genuß, indem ich sie mit dem ärmeren Bruder theilte.

Hier schwieg Ali, und blickte dem Geiste mit bescheidener Zuversicht in's Antlitz.

Kurzsichtiger Sterblicher! sprach der Genius, und hoher Ernst umwölkte seine Stirn: der nämliche Ring, welchem du dein Glück verdankst, hat zwei liebende Seelen auf ewig getrennt, ein glückliches Ehepaar höchst elend gemacht, und einem gutmüthigen Jünglinge den schmachvollsten Tod zubereitet.

Fünfzehn Jahre sind nach eurer Rechnung verflossen, seit Selim zum ersten Male Fatimen sah und liebte. Sie war schön und gut, Er arm und fleißig, eine vater- und mutterlose Waise. Fatime wog den Werth seines Herzens

gegen die Reichthümer ab, deren Erbin sie war, und schämte sich so arm zu sein. Sie schenkte Selim ihre Liebe, mehr durfte sie nicht verschenken, ohne Bewilligung eines Vormundes, der reich, und folglich hartherzig war. Ihr seid beide jung, sprach er zu den Liebenden, und was noch weit schlimmer ist, Selim ist arm. Er gehe in die Welt, versuche sein Glück, erringe durch Fleiß und Redlichkeit ein anständiges Auskommen, und rechtfertige so seine Ansprüche auf das schönste und reichste Mädchen in Bagdad. Dann kehre er zurück in seine Heimath, und er soll mir als Fatimens Bräutigam willkommen sein.

Frohes Muthes, und im Gefühl der Kraft, welche die Liebe verleiht, willigte Selim gern in jede Bedingung. Er baute Paläste auf seinen Muth und felsenfeste Hoffnung auf Fatimens Treue. Am Tage der zärtlichsten Trennung von dem Geliebten schenkte ihm Fatime einen kostbaren Ring. Verwahre dieses Kleinod heilig, sprach sie zu ihm, sechs Jahre will ich deiner harren mit der Sehnsucht einer Braut. Kömmst du in sechs Jahren nicht zurück, und sendest mir auch den Ring nicht, zum Beweise, daß du noch lebst, und mich noch liebst, so werde ich dich todt oder treulos glauben. Nach dieser feierlichen Verabredung schieden die Liebenden. Selim ging nach Indien, er gewann in Bengalen den Ruf eines fleißigen und treuen Arbeiters, und mit diesem Rufe das Zutrauen eines reichen Kaufmanns, der ihn in seiner Handlung von Stufe zu Stufe bis zum Theilnehmer derselben erhob. Unermüdet arbeitete er Tag

und Nacht, Jugend und Liebe machten seine Kräfte unerschöpflich, entzückt sah er mit jedem Abend wie die Früchte seines Fleißes sich mehrten; schon näherte sich der Zeitpunkt der süßesten Wiedervereinigung, Fatime zählte die Stunden, und Selim die Minuten.

Kurz vor Ablauf der sechs Jahre, verschaffte ein Krieg des großen Moguls gegen einige aufrührerische Nabobs, dem Handlungsgeiste Selim's Gelegenheit, eine sehr vortheilhafte Spekulation zu machen, die, wenn sie glückte, ihn auf Einmal zum wohlhabenden Manne erhob. Aber dieses Geschäft mußte ihn wenigstens ein halbes Jahr länger aufhalten, und um alle Schätze des großen Moguls hätte er es nicht wagen mögen, durch Verzögerung seinen kostbarsten Schatz einzubüßen. Ja wenn Beides sich vereinigen ließe, wenn er Fatimen Nachricht von diesem Aufschub ertheilen, wenn er ihr den Ring schicken könnte, zum Beweise, daß er noch lebe, und sie noch liebe.

Gerade als er so zwischen Unentschlossenheit und Zweifel wankte, trat Sangar herein, ein junger Mann, den Selim durch Wohlthaten aus dem Staube erhoben, und ihm die Laufbahn des erwerbsamen Fleißes geöffnet hatte. Seit mehrern Jahren Busenfreunde, kannte Sangar Selim's Hoffnungen, und hatte oft mit ihm in die Zukunft geschwärmt, wenn sie an Feierabenden sich an des Ganges Ufern unter eine Palme lagerten, und Selim's glühende Einbildungskraft ihm die Reize seiner Braut malte. Ich komme, sprach er jetzt, dir nech einmal zu danken für

die mannigfaltigen Wohlthaten, durch welche du mein Herz an das deinige gekettet. Es bietet sich mir heute eine Gelegenheit dar, mein Glück für die Zukunft zu gründen. Ich reise in wichtigen Geschäften nach Persien, und obgleich Ormuzd eigentlich der Ort meiner Bestimmung ist, so werde ich doch auch Bagdad nicht vorüber gehen, wenn dir ein Gefallen dadurch geschieht.

Bagdad! rief Selim, und plötzlich schoß ihm der Gedanke durch die Seele: dein Freund wird Fatimen sehen, er wird ihr den Ring überreichen, und sie von deiner nahen Zurückkunft unterrichten. Wortreich erzählte er nun zum zwanzigsten Male seinem Vertrauten die Geschichte des Ringes, und wie sein Glück, sein Leben, an die sichere Ueberlieferung desselben gebunden sei. Gern übernahm Sangar den Auftrag, mit einem ehrlichen Händedruck schwur er feierlich, daß nur der Tod ihn abhalten solle, den Ring in Fatimens eigene Hände zu liefern. Die beiden Freunde schieden, und Selim ging ruhig seinen Geschäften nach.

Die Schwüre der Menschen, und die Mückenspuren in den lybischen Sandwüsten, verweht beide der Hauch eines Lüftchens. Als nach einer glücklich vollbrachten Reise Sangar schon die Thürme von Bagdad erblickte, da ließ er seine Knechte und Kameele langsam vorausgehen, und bog seitwärts vom Wege ab, um sich an einem Brunnen zu erquicken, der von hohen Bäumen überschattet wurde. Wie er so leisen Trittes und mit gesenktem Haupte vor sich hinschlich, stand er plötzlich vor einem wunderschönen Mäd-

chen, das auf einer Rasenbank halb lag, halb saß, und mit nassen, niedergeschlagenen Augen die Blümchen im Grase zu zählen schien. Sangar blieb eingewurzelt auf seiner Stelle und athmete kaum. Er hatte noch nie geliebt, seine Stunde war gekommen. Die Schönheit der Unbekannten, durch ihre Schwermuth noch anziehender gemacht, die Thräne in ihrem großen schwarzen Auge, der jungfräuliche halb entschleierte Busen, Alles das erregte und belebte Gefühle, die vormals unter dem Druck der Armuth schlummerten, und nachher von der Last der Geschäfte erstickt wurden. Sangar war so versunken in das Anschauen des lieblichen Mädchens, daß er Knechte und Kameele darüber vergaß, und die hereinbrechende Nacht vergessen haben würde, wenn die schöne Unbekannte nicht von ungefähr ihr Auge gegen Himmel gewandt, und bei dieser Gelegenheit den Schatten einer Gestalt unter den Bäumen gegenüber erblickt hätte. Mit einem Ach! von Schrecken ausgepreßt, sprang sie auf, schlug den Schleier über Gesicht und Busen, und eilte so schnell vom Brunnen hinweg, daß ihre Füße kaum die Spitzen des Grases berührten.

Sangar stand leblos, ohne eine andere Bewegung als die der Augen. Er sah wie das Mädchen einige hundert Schritte weit lief, bis zu einer steinernen Bank, wo eine Sklavin und zwei kostbar gekleidete Neger sie zu erwarten schienen. Dort schwang sie sich behende auf einen schneeweißen Zelter, und flog so schnell die Straße gegen Bagdad hinab, daß ihr Gefolge sie kaum einholen konnte. In wenig

Minuten war die ganze Scene aus Sangar's Augen, aber nicht aus seinem Herzen verschwunden. Unwillkürlich sank er auf die Knie vor der Rasenbank, auf welcher die von ihrer schönen Last nur leicht gedrückten Blümchen sich ungeknickt wieder empor hoben; unwillkürlich berührten seine Lippen die Spur des niedlichsten Fußes im Sande. Schon war die Dämmerung herein gebrochen, als er gedankenvoll zu seinen Knechten zurückkehrte, die bereits besorgt um ihn waren. Er zog ein in das stolze Bagdad, aber weder die schimmernden Paläste, noch die glänzend erleuchteten, und mannigfaltig ausgeschmückten Buden vermochten seine Sinne zu rühren. Träumend ließ er die Zügel seines Kameels locker hängen, gedankenlos betrat er die Herberge, und in wachen Träumen fand ihn die Morgensonne am offenen Fenster.

Vergebens schweifte er mehrere Tage in der Residenz des Kalifen umher, vergebens schielte er nach jedem Fenster, bemühte sich jeden Schleier mit seinen Blicken zu durchbohren; er sah die schöne Unbekannte nicht wieder. Dreimal wallfahrtete er zum Brunnen, aber auch da fand er sie nicht. Eben so fruchtlos war das Bestreben, ihr Bild aus seinem Herzen zu reißen. In düstere Schwermuth versunken, trieb er sich Wochen lang herum, und schob seine Reise nach Ormuzd von einem Tage zum andern auf.

Endlich behauptete die Freundschaft ihr Recht; er erinnerte sich des Auftrags, den ihm Selim ertheilt, und es fiel ihm zum ersten Male wieder bei, warum er eigentlich

nach Bagdad gekommen? er nannte Fatimens reichen Vormund, und erfuhr mit wenig Mühe seine Wohnung. Eine Menge Sklaven umringten ihn, und fragten nach seinem Begehren. Der Herr, hieß es, sei nicht zu Hause, wenn aber sein Anbringen wichtig sei, so möge er nur indessen in den Garten treten, und daselbst ein wenig verweilen.

Sangar schlenderte eine Zeit lang im Garten herum, besah eine Bildsäule, roch an eine Blume, begaffte die Blüten eines Baumes, und hatte immer nichts gesehen und nichts gerochen. Der eine Flügel des Hauses stieß an den Garten, die Fenster waren mit grünen Stäben vergittert, und der Westwind spielte mit dem leichten Flor, der hinter den Stäben wallte. Gedankenlose Neubegier trieb Sangar an eines dieser Fenster, und als der tändelnde Zephyr eben wieder den Flor ein wenig lüftete, sah er auf einen Polster hingegossen ein schlummerndes Mädchen — Gott! es war die geliebte Unbekannte! — Seine erste Empfindung war das reinste Entzücken, — die andere das fürchterlichste Entsetzen! — Denn ach! wer konnte es anders sein als Fatime, die Braut seines Wohlthäters, seines Busenfreundes.

Er floh aus dem Garten, als jage ihn ein Gespenst. Kein endlicher Geist schildert den Kampf seiner Gefühle. Hundertmal war er im Begriff der Gewalt der Leidenschaft zu unterliegen, hundertmal richteten Tugend und Dankbarkeit ihn wieder auf. In einem Augenblicke trieb ihn der Sturm der Liebe bis vor Fatimens Wohnung, er wollte zu ihren Füßen sinken, ihr Selim's Tod berichten, und um

Gegenliebe, als um das letzte Vermächtniß seines Freundes bitten; in einem andern ergriff er hastig den Ring, rannte fort, Fatimen die nahe Zurückkunft ihres Bräutigams zu verkünden, und dann sein elendes Dasein in den Wellen des Tigris zu begraben.

So verstrich ihm langsam ein Monat unter fürchterlichen Qualen; seine Seele litt namenlose Pein, und sein Körper zehrte sich zum Schatten ab. Manchen Tag und manche Nacht lag er ohne Speise und Trank auf der Rasenbank am Brunnen, wo er Fatimen zum ersten Male sah. Sonnenglut und Regen, Hunger und Durst, Herzenskümmer und Seelenqual entzündeten endlich ein schleichendes Fieber in seinem Blute; er merkte es und freute sich dessen. Müde des Lebens verschmähte er jede Hilfe, und trieb sich rastlos unter freiem Himmel in der Gegend von Bagdad herum. So kam er eines Abends vor die Pforte deines Karavanserai, und weil seine Füße ihn nicht weiter zu tragen vermochten, folgte er deiner Einladung. Das übrige ist dir bewußt. Sein erschöpfter Körper erlag endlich, er fühlte den herannahenden Tod; er fühlte ihn, und verlangte nach dir, um dir sein Geheimniß mitzutheilen, und dich zu bitten, Fatimen den Ring nebst Selim's Botschaft zu überbringen.

Du warst früh des Morgens nach Bagdad gegangen. Es mag dir entfallen sein, daß kein Geschäft, sondern nur ein freundschaftlicher Besuch dich dahin rief. Du wußtest nicht, wie viel Elend du verhütet haben würdest, wenn du

diesen Besuch aufgeschoben hättest. Als du zurückkamst, vermochte Sangar nicht mehr zu sprechen. Dreimal versuchte er es, den Namen Fatime zu nennen, aber der Name starb auf seiner Lippe, und sein Geist entfloh.

Du wähntest, er habe dir den Ring aus Dankbarkeit vermacht, du freutest dich sorglos eines Geschenks, an welches eine höhere Macht das Schicksal zweier Liebenden geknüpft hatte. Die sechs Jahre waren verflossen, und noch harrte die treue Fatime. Neue Liebhaber meldeten sich, und wurden abgewiesen. Der Vormund schalt, die Welt spottete, aber Alles vergebens. Selim treulos — das konnte sie nicht denken; Selim todt — das mochte sie nicht glauben. Wer weiß, dachte sie, welcher Zufall ihn länger aufhält: die Hitze in den Thälern von Abu-Schähr, die Kälte auf den vier Bergen, unwegsame Wälder und reißende Ströme, Alles das hat seine Rückkunft nur verzögert; er ist vielleicht erkrankt, aber er lebt, und wenn er lebt, so liebt er mich noch.

So sprach das harrende Mädchen sich Muth und Hoffnung ein, und wenn ihre Schwermuth zuweilen obsiegte, so bestieg sie den Zelter, ritt zu dem Brunnen, wo Sangar sie fand, blickte Stunden lang in die Ferne den Weg hinab, den Selim heraufziehen mußte, und ihr Herz klopfte schneller bei jedem Staubwölkchen, das in der Ferne auf der Landstraße wirbelte. Immer vergaß sie sich an diesem Plätzchen, das sie zum Heiligthum ihrer schwärmenden Liebe erkoren hatte; immer war sie taub und blind für die Gegenstände um sich her, und dachte wenig an ihren

Schleier, wenn er sie hinderte, die Reisenden auf der Straße zu beobachten. So geschah es einst von ungefähr, daß der Kalife sie sah, als er von der Jagd zurückkehrte. Ihre Reize fesselten ihn augenblicklich. Zwar schwang sie sich eben so rasch als damals, bei Sangar's Erscheinung, auf ihren Zelter und verschwand, aber der Kalife sandte ihr Eilboten nach, ihre Wohnung auszuspähen, und noch am selbigen Abend wußte er Alles, was er wissen wollte. Fatimens karger Vormund wurde in den Palast beschieden, der glänzende Antrag, sein Mündel in den Harem des Beherschers der Gläubigen zu liefern, überraschte ihn, reiche Geschenke verblendeten ihn, und er eilte entzückt nach Hause, Fatimen das Glück zu verkünden, das ihrer wartete.

Das treue Mädchen verwarf den Vorschlag mit Abscheu. Der Vormund nannte sie ein albernes Kind, und drohte, sie mit Gewalt in des Kalifen Arme zu liefern. Sie trotzte der Gewalt, und schwur, selbst in den Mauern des Harems ihrem Selim unverbrüchlich treu zu bleiben. Er erfüllte seine Drohung, und sie ihren Schwur.

Vergebens warf die glühendste Liebe den Beherrscher von Bagdad zu ihren Füßen; vergebens brachte jeder Tag neue kostbare Geschenke, neue ihr zu Ehren veranstaltete Feste; Bitten und Drohungen blieben fruchtlos, und Selim's keusche Braut ungerührt. Zwar mußte sie bekennen, der Kalife sei ein guter achtungswerther Mann; denn wenn auch zuweilen im Taumel der Leidenschaft ihm ein Wort von Gewalt entschlüpfte, so war es doch nur ein

Wort, das nie zur That wurde; immer legte sich der Sturm bald, und eine zärtliche Bitte um Verzeihung beschloß jedesmal einen solchen Auftritt. Sie hatte Mitleid mit ihm, nach und nach verwandelte sich das Mitleid in Freundschaft, sie hielt ihn ihres Vertrauens werth, und um ihm den Wahn zu benehmen, als sei nur Er ihr verhaßt, entdeckte sie ihm das Band, welches seit länger als sechs Jahren sie an einen andern geliebten Mann fesselte. Sie hatte sich in dem Kalifen nicht geirrt, er trauerte über diese Entdeckung, aber er ehrte die Rechte der Liebe, und bat um ihre Freundschaft, die sie ihm willig und herzlich zugestand. Die einzige Hoffnung, welche er sich noch erlaubte, war auf Selim's Außenbleiben gegründet, das nur durch Tod oder Untreue sich erklären ließ. Er suchte über diesen Punct alle Gründe geltend zu machen, die schon der Vormund erschöpft hatte, aber mit eben so schlechtem Erfolg als Jener. Wenn er ihr vorstellte, wie unwahrscheinlich es sei, daß Selim nicht wenigstens den Ring zurückgeschickt haben sollte, da so oft reisende Kaufleute, die aus Indien nach Persien zurückkehrten, ihm die Gelegenheit dazu darboten; so wußte Fatime zwar nichts erhebliches darauf zu antworten, aber ihr Herz widersprach, und wer kann ein widersprechendes Herz überzeugen? — Es blieb also dem Kalifen nichts anders übrig, als diejenige Tugend zu üben, die sich am schwersten mit der Liebe verträgt: die Geduld, er mußte ruhig abwarten, daß die Zeit den Knoten löse.

Damals versank dein fleißiger Nachbar unverschuldet in Armuth, du gingst zu dem Juwelenhändler, und verkauftest deinen Ring, um ihn zu retten. Der Juwelenhändler fand das Kleinod so auserlesen, daß er es würdig hielt, dem Kalifen anzubieten. Der Kalife kaufte es, und brachte es Fatimen zum Geschenke. Fatime schrie laut auf, als sie den Ring erblickte, und sank ohnmächtig zu Boden. Der Kalife stand versteinert. Das Mädchen erholte sich, stürzte zu seinen Füßen, wand sich mit Todesangst um seine Knie, weinte, schluchzte, stammelte Selim's Namen — und der Beherrscher von Bagdad errieth, daß dieser Ring der nämliche sei, der schon so lange, mit magischer Kraft der Liebe, seine Wünsche fruchtlos gezaubert hatte. Von dieser schrecklichen Entdeckung überrascht, riß er sich wild von Fatimen los, verschloß sich drei Tage lang in sein innerstes Gemach, und kämpfte zwischen Leidenschaft und Edelmuth. Am Morgen des vierten Tages ließ er den Juwelenhändler zu sich entbieten. »Wo hast du den Ring her, welchen du mir verkauftest?« fragte er mit zitternder Stimme. Der Juwelenhändler nannte dich. Bei dem Namen Ali ward dem Kalifen ein wenig leichter um das Herz. Ali, dachte er, ist nicht Selim; wer weiß, durch wie manche Hände dieser Ring schon gegangen; am besten ich suche dem Dinge selbst auf die Spur zu kommen, enthülle das Geheimniß, finde den Jüngling todt, oder des Mädchens unwerth — wo nicht — wohlan! so gebe ich ihn der Geliebten zurück.

Verkleidet und unbemerkt schlich der Kalife aus seinem

Palast. Du weißt, wie er als Pilger zu deinem Karavanserai kam, wie er ängstlich umher spähte, den gefürchteten Selim zu entdecken; wie er bebend dich fragte, von wem du den Ring erhalten? wie er entzückt bei Sangar's Grabe stand, weil er es für Selim's Grab hielt. Von neuer Hoffnung belebt, flog er in seine Residenz zurück, und berichtete Fatimen Selim's vermeinten Tod. Das arme Mädchen litt unaussprechlich, aber noch immer konnte und wollte sie sich nicht von Selim's Verlust überzeugen. Was sie auch für Ursachen hatte, kein Mißtrauen in den erprobten Edelmuth des Kalifen zu setzen, so flüsterte doch noch immer eine geheime Stimme, es sei möglich, daß dieser nämliche Ali mit ihrem geliebten Selim nur eine Person ausmache, und ob sie sich gleich keinen wahrscheinlichen Zusammenhang denken konnte, so bestand sie doch mit Wärme darauf, diesen Ali selbst zu sehen. Nun wurdest du nach Hofe gerufen, du tratest in das Zimmer, Fatime war in der heftigsten Bewegung, der erste Blick auf dich überzeugte sie, du seist nicht Selim, und doch suchte sie während einer langen Pause noch immer den Verlornen in dir. Endlich sagte sie nein, er ist es nicht, und sprang auf, um ihre Thränen zu verbergen. — So darf ich hoffen? fragte der Kalife. — Ja, versetzte das Mädchen zitternd und verschwand.

Jetzt erhob der Beherrscher der Gläubigen dich zu seinen Liebling, theils, wie er sich selbst überredete, um die edle That zu belohnen, durch welche du deinen armen Nach-

bar vom Verderben errettet; größtentheils aber aus Dankbarkeit und Freude, weil der Zufall dich zum Werkzeug gebrauchte, ihm Fatimens Besitz zu verschaffen; denn nur selten belohnt ein Großer dieser Erde edle Handlungen, wenn sie ihm keinen Vortheil brachten.

Noch verstrichen mehrere Monate, bis Fatimens wüthender Schmerz in stillen Kummer überging. Dann ergab sie sich dem Kalifen, aus Freundschaft, nicht aus Liebe, denn dieses Gefühl war mit Selim in ihrem Herzen erstorben. Den Tag nachher, an welchem der Kalife die leidende Fatime zur ersten Sultanin seines Harems erklärt hatte, kehrte Selim reich, froh und hoffnungsvoll nach Bagdad zurück. Er flog in die Wohnung der Geliebten und fand sie leer. Er irrte auf den Straßen umher, und das hundertzüngige Gerücht verkündete ihm sein Elend. Herabgestürzt von dem Gipfel seiner Hoffnungen wälzte er sich in dem glühenden Pfuhl der Verzweiflung. Unter lautem Kreischen stieß er auf dem Markte von Bagdad einen Dolch in seine Brust, aber auch den Tod versagte ihm das unerbittliche Schicksal. Grausam hilfreich trug ein Bürger den Blutenden in sein Haus, verpflegte und heilte ihn. Aber er heilte nur seinen Körper, der Gedanke, daß Fatime selbst durch Hoheit geblendet, ihn dem Kalifen aufgeopfert, zerrüttete seine Seele. Er wurde wahnsinnig, kam als ein Gespenst nach Indien zurück, und lebt dort an den Ufern des Ganges von den Wohlthaten eines guten Braminen. Zum Glück hat Fatime nie etwas von

ihm erfahren, sie betrauert ihn noch heute als todt, und seufzt nach der Vereinigung mit ihrem Bräutigam in dem bessern Lande der Ruhe.

So, Ali, trennte deine edle Handlung zwei liebende Seelen auf immer! aber auch der Nachbar, den du zu retten gedachtest, ist durch dich elend geworden. Hättest du ihn, den nie an Ueberfluß gewöhnten, nur der nahen drohenden Gefahr entrissen; hättest du ihm nicht weit mehr gegeben, als er gerade in jenem Augenblicke bedurfte; er wäre wieder ein fleißiger Arbeiter geworden, und hätte sich und seine Kinder redlich ernährt. Aber deine unbegrenzte Wohlthätigkeit machte ihn reicher, als er vor seinem Falle war. Er wurde übermüthig, zog nach Samarkand, vertiefte sich in mißliche Spekulationen, wollte es dem ersten der Stadt gleich thun, ward ein Verschwender und endlich ein Bettler. Er schmachtet noch heute im Kerker, sein Weib ist aus Gram gestorben, und seine Kinder suchen ihr Brot vor den Thüren gutherziger Menschen.

Während dies alles durch dich geschah, lebtest du sorgenfrei und im stolzen Bewußtsein deines Edelmuths, im Palaste des Kalifen. Wenn auch dann und wann feile Richter, stolze Pfaffen und raubsüchtige Höflinge dir das Leben verbitterten, so ward doch alles das dir reichlich durch die Freundschaft deines Herrn und jenes liebenswürdigen Jünglings, seines Neffen, vergolten. Der letztere vertraute dir seine Leidenschaft für ein Weib des Harems, welches er in den

Gärten seines Oheims belauscht hatte. Du warntest ihn, du bebtest vor seiner Gefahr, und sprachst von seinen Pflichten. Er schwieg und floh dich. Die Leidenschaft hat für Gefahren nur Spott und für Pflichten kein Gedächtniß. Du glaubtest ihn von seiner thörichten Liebe geheilt, er war es nicht. Das Weib das ihn verstrickte, besaß Schönheit und Launen, Verstand und Eitelkeit. Der Kalife selbst hatte vormals sie ausgezeichnet, aber seit Fatimens mächtigere Reize ihn gefesselt hielten, bewohnte Mirza, sammt allen ihren Schwestern, den Harem nur noch der Sitte wegen, und sah ihren Beherrscher nie, als wenn er dann und wann im Garten, kosend mit der Geliebten, an ihr vorüberging, ohne sie zu bemerken. — Ohne sie einmal zu bemerken! — Diese Geringschätzung konnte die stolze Mirza nicht verschmerzen; sie haßte ihre Nebenbuhlerin von ganzer Seele, und harrte mit Sehnsucht auf eine Gelegenheit sich zu rächen. Ihr neuer Liebhaber, ein feuriger, unbesonnener Jüngling, sollte ihr zum Werkzeug dienen.

Die geschwätzigen Zungen des Harems hatten ihr die Geschichte des Ringes hinterbracht, sie wußte, welchen Werth Fatime auf dieses Kleinod setzte, und wie sie oft in stiller Einsamkeit das Denkmahl ihrer Liebe mit Thränen bethaute. »Die Zeit,« sprach Mirza, »ist noch nicht gekommen, den verblendeten Kalifen aus seinem Taumel zu wecken. Wohlan, die Rache verweile indessen bei der Rinde des Baumes, bis es ihr einst gelingt, auch das Mark auszuschälen.« — Diesem Vorsatz getreu, spielte

Mirza die Spröde gegen ihren Liebhaber, erhitzte seine Glut immer mehr und mehr, und forderte endlich als einen Preis ihrer Gunstbezeugungen Fatimens Ring von ihm.

Der Wahnsinn der Liebe führte den Jüngling von der Bahn der Unschuld auf den Pfad des Lasters, vom Gedanken zur That. Er bestach einen schwarzen Verschnittenen, der die Gelegenheit wahrnahm, Fatimen das Kleinod zu stehlen, welches ihrem Herzen so theuer war. Der Preis des Verbrechens lag zu Mirza's Füßen, und den trunkenen Jüngling lohnte schnöde Wollust.

Fatime war außer sich, als sie ihren Verlust gewahr wurde, sie weinte und tobte, mit zerstreutem Haar und todtenblassen Wangen drang sie in das Gemach des Kalifen, umfaßte seine Knie, und beschwor ihn, ihr den geliebten Ring wieder zu schaffen; ja ihr Schmerz preßte ihr einen fürchterlichen Eid ab, nie wieder das Lager des Kalifen zu theilen, wenn er ihr Begehren nicht erfülle. — Der gute Kalife erschrack, und Mirza frohlockte. Vergebens wurden List und Strenge versucht, Gaukler und Zeichendeuter aufgeboten, um den Dieb zu entdecken, der Ring war weg und blieb weg. Fatime schwamm Tag und Nacht in Thränen und hielt ihren Schwur. Der Kalife wurde mürrisch, jähzornig, und zuweilen grausam. Sein Argwohn traf alles was ihn umringte, nur seinen Neffen nicht, den er für unfähig hielt, ihn so sehr zu betrüben. Mirza genoß mit bitterem Lächeln die herbe Frucht ihrer Rache, und wer weiß, ob je ein Zufall sie verrathen haben würde, wenn

es ihr selbst möglich gewesen wäre, ihre tückische Schadenfreude lange zu verbergen. Aber sie konnte sich die Wollust nicht versagen, die Geschichte einer Busenfreundin mitzutheilen; die Busenfreundin hatte wieder eine Herzensfreundin, der sie es noch denselben Abend zutrug; die Herzensfreundin hatte einen Zwerg zum Vertrauten, der wieder einen Stummen durch Zeichen davon unterrichtete; der Stumme machte den Obersten der Verschnittenen die nämlichen Zeichen vor; dieser übersetzte sie in Worte, und so hörte sie endlich das Ohr des Kalifen. Der Dieb wurde gefoltert, und bekannte, wer ihn zu dieser That verleitet. Tief gekränkt durch den Undank seines Neffen, befahl der Kalife im Jähzorn, den irregeführten Jüngling vom Thurme herab in die Haken zu werfen. Das Urtheil wurde auf der Stelle vollstreckt, Mirza eingesperrt, und Fatime erhielt ihren Ring zurück. So, Ali, hat der nämliche Ring, welchem du dein Glück verdankst, zwei liebende Seelen auf immer getrennt, ein glückliches Ehepaar höchst elend gemacht, und einem gutmüthigen Jünglinge den schmachvollsten Tod zubereitet. Dein Wahn, dieser Ring sei ein Vermächtniß der Dankbarkeit, stürzte Selim und Fatimen in endlose Leiden; dein Wahn, das Opfer dieses Ringes werde einen verarmten Nachbar beglücken, machte aus einem fleißigen Hausvater einen Verschwender; durch dich kam dies Kleinod in die Hände seiner Eigenthümerin zurück, und wurde ein Werkzeug schnöder Rache. Du bist schuldlos, das ist wahr; aber bekenne! du bist doch nur schuldlos wie der Ring selbst.

Hier schwieg der Genius. Unmuth und Verwirrung lagerten sich auf Alis Stirn. Es erfolgte eine lange Pause. Endlich hub Ali wieder schüchtern an:

»Du hast meinen schönen Traum, von Schätzen durch Tugend erworben, zerstört; auch meine Gärten sind mit Thränen bethaut, auch um meine Paläste irren die Seufzer der Unglücklichen. Doch ich besitze noch einen Schatz, den kostbarsten! ein treues, gutes Weib! dessen Liebe ich einer edlen That verdanke, dessen Herz ich keinem andern raubte, und in dessen Armen ich reich bleiben würde, wenn auch ein Blitz meine Paläste zerschmetterte, und ein Erdbeben meine Gärten verheerte. — Als ich einst an einem schönen Morgen am Ufer des Tigris lustwandelte, wurde ich plötzlich durch ein weibliches Kreischen erschreckt, das vom jenseitigen Ufer herüberschallte. Ich wandte meine Blicke dahin, und sah ein verschleiertes Mädchen, welches, die Hände ringend, mir zuwinkte, und auf einen Knaben deutete, der eben in den Fluß gefallen war. Schon verschlang ihn der Strom, begrub ihn tief in den Wellen, und nur dann und wann hob noch ein Zipfel eines Gewandes sich noch aus dem Wasser. Meine Empfindung riß mich eben so schnell mit fort, als der Strom den Knaben. Ich stürzte mich ihm nach, arbeitete mühsam gegen die Gewalt der Wellen, erreichte endlich die Beute, ergriff sie bei den Haaren, und entriß sie dem Fluß-Gott. Das Mädchen am jenseitigen Ufer dankte mir durch Zeichen. Sie schlug ihren Schleier zurück, ich erblickte eine himmlische Gestalt; sie

lächelte hold, und ich fühlte weder Kälte noch Nässe in meinen Gliedern. Ich glaubte, der gerettete Knabe sei mindestens ihr Bruder, ich irrte mich, es war ein fremdes Kind aus Bagdad und nur die Menschlichkeit hatte dem Mädchen das Angstgeschrei ausgepreßt.

Ich gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß ich ihr näher zu kommen wünsche. Sie nickte freundlich, und deutete mit dem Finger auf ein Landhaus, das zwischen Olivenbäumen hervorschimmerte. Sie ging und sah sich noch oft nach mir um. Ich wechselte meine Kleider, warf mich in ein Boot, durchschnitt den Strom, wandelte unter den Olivenbäumen, und begegnete einem ehrwürdigen Greise, dem Alma bereits erzählt hatte, was vorgefallen war. Er empfing mich gastfrei und führte mich ohne Mißtrauen zu seiner holden Tochter. Sie hatte sich in einen dichten Schleier verhüllt, aber ihr reizendes Bild stand unverschleiert in meinem Herzen. Ihr Gespräch, der helle Geistesblick, die edle Sanftmuth ihrer Empfindungen, gab diesem Bilde Wärme und Leben. Schon am Abend des dritten Tages wurde ich so kühn, ihr meine erste Liebe zu bekennen; am Abend des dritten Tages gestand mir Alma, mein rascher Sprung in den Tigris habe ein bisher ungekanntes Gefühl in ihrer Brust erregt, mein Umgang habe sie den Namen dieser Empfindung kennen gelehrt; schüchtern sank sie an meinen Busen, und stammelte das Wort Liebe! Zu den Füßen ihres Vaters wiederholten wir unser Bekenntniß, in den Armen des entzückten Greises

schlossen wir den holden Bund, der noch heute alle meine Wünsche krönt. Möge immerhin Orosmades mir die Schätze des Zufalls rauben, er lasse mir mein gutes Weib, und ich habe nichts verloren. Eine edle That gewann mir Alma's Herz, und — gönne mir den süßen Glauben — daß ihr Besitz mein Glück, und keines Menschen Unglück schuf.

»Ungern,« so sprach der Genius, »raube ich dir auch diesen Wahn. Der Knabe, welchen du aus den Fluten des Tigris errettet, wurde ein Vatermörder.«

»Aber mein Weib?« rief Ali hastig.

»Nun ja, dein Weib,« versetzte der Genius. »Wie magst du glauben, dies holde sanfte Geschöpf habe nur dich allein beglücken können? schon mancher biedere Jüngling trachtete nach ihrem Besitz, und nährte Hoffnungen, welche dein Erscheinen vernichtete. Ohne deinen raschen Sprung in den Tigris würde Alma die Gattin des edlen Mahmud's geworden sein, der jetzt an der Seite eines zänkischen Weibes, ein bitteres Dasein tropfenweise verschluckt; oder sie würde die treue Liebe des biedern Hassan belohnt haben, der als er ihren Verlust erfuhr, feierlich gelobte, sein Leben in trüber Einsamkeit zu verweinen. Er weint noch in der Wüste, keine Gattin trocknet seine Thränen, kein Sohn wird ihm die Augen zudrücken. Ein gutes Weib ist eine süße Frucht, die kein Wanderer pflücken kann, ohne den ermatteten Pilger, der vielleicht wenige Schritte hinter ihm ging, ein Labsal zu rauben. Lechzend wirft dieser sich

unter den Baum, und beneidet den Glücklichen, den der Zufall früher herbei führte.»

»Guter Gott!» sprach Ali, »so ist denn alles, was mein Herz beglückt, auf Kosten meiner Brüder mir verliehen? nur ihr nicht holde Knaben, die mir Alma geboren! nur das Lächeln eurer Unschuld gewährt mir süße Freuden, die kein Gedanke an fremdes Elend verbittert.»

»Weh mir!» rief der Geist, daß ich dem unerbittlichen Schicksal gehorchen, und auch diesen letzten Trost dir grausam entreißen muß. Diese Knaben, auf deren Wange frohe Unschuld lächelt, werden einst ganz Persien in Flammen setzen. Ha! ich schaue in die enthüllte Zukunft! Aus ihren Lenden entspringen die Shachs von Karasm, welche den Umsturz der Seljuk'schen Dynastie von Iran befördern werden. Einer deiner Enkel, Namens Atsitz, wird sich dreimal gegen den großmüthigen Sultan Sanjar empören, und endlich seinen Wohlthäter durch fressenden Gram langsam ermorden.»

Der Genius schwieg. Ali verhüllte sein Antlitz und krümmte sich schluchzend in den Staub. Als er den thränenschweren Blick wieder empor hob, sah er in der Ferne das feierliche Gepränge der strafenden Gerechtigkeit; ein Missethäter wurde zum Tode geführt. »Ach!» rief er aus, »du hast mein Herz zermalmt! du hast mich von dem Gipfel meiner frohen Täuschungen so tief herabgestürzt, daß ich fast wünschen möchte, an der Stelle jenes Verworfenen zu sein, der in wenig Augenblicken den Tod leiden

wird, um das Gaukelspiel dieses Lebens auf immer zu vergessen!»

»Warum,» fragte der Genius, »warum nennst du jenen Unglücklichen einen Verworfenen?»

»Hat er nicht,» versetzte Ali, »eine arme Witwe bestohlen? ein unschuldiges Mädchen verführt? und einen Freund ermordet?

»Wahr!» sagte der Geist, »er ist ein großer Bösewicht, und mit Recht hältst du ihn für elend, wenn du von seiner innern Ruhe und Zufriedenheit sprichst. Er würde selbst auf einem Throne arm an echter Freude bleiben. Aber du irrst wenn du glaubst, er habe durch sein Verbrechen Unglückliche gemacht. Die arme Witwe, die er bestahl, brachte ihre Klagen vor den Kadi, einen redlichen jungen Mann. Er sah sie öfter, ihre Reize, ihre Thränen und ihr Verstand gewannen sein Herz, er wählte sie zu seiner Gattin, und beide haben noch nie die glückliche Wahl bereut. — Das Mädchen, das jener Bösewicht verführte, war eine eitle leichtsinnige Dirne; durch ihr Unglück wurde sie gebessert, und führte ein stilles eingezogenes Leben. Ein biederer Kaufmann bot ihr seine Hand an, die sie standhaft ausschlug. Er ließ nicht nach, sie mit sanften Bitten zu bestürmen, um die Ursache ihrer Weigerung zu erfahren. Sie gestand ihm endlich, sie sei seiner nicht werth. Dies Bekenntniß mehrte seine Achtung, und vertilgte seine Liebe nicht. Ihr beruhigtes Gewissen erlaubte endlich ihrem Herzen dem süßen Hange zu folgen, sie ward Gattin, Mutter,

und eine treue fleißige Hausfrau! — Der Freund, den jener Missethäter ermordete, war trunken. Mit einer Fackel in der Hand taumelte er nach seiner Wohnung. Wäre er nicht durch den Dolch dieses Menschen gefallen, so würde er in der Trunkenheit sein Haus angezündet, halb Bagdad in die Asche gelegt, und einige hundert Familien in's Elend gestürzt haben.

So, Ali, schlingt eine unendliche Kette sich in zahllosen Krümmungen durch einander, und kein sterbliches Auge vermag diesen Krümmungen nachzuspüren. So strebt ein Jeder nach Glück auf Kosten seines Bruders, der vielleicht fern von ihm steht, den er vielleicht nie sah, und dessen Schicksal er am wenigsten mit dem Seinigen verwebt glaubte. Kein Wasserträger, an dem du vorübergehst, ist unbedeutend für dich. Selbst dieses Vorübergehen bestimmte vielleicht eine Reihe von Begebenheiten, deren erster Faden deinen kurzsichtigen Blicken verborgen bleibt. Es hat noch nie ein Mensch auf der Welt gelächelt, ohne daß ein Anderer Thränen darüber vergossen hätte, und eben so umgekehrt. D'rum enthalte dich des Uebermuths. Du bist ein guter Mensch, aber dabei gewinnt Niemand als du selbst; denn ein guter Mensch thut nicht mehr Gutes in der Welt als ein böser; beide liefern nur Sandkörner zu dem großen Bau des Weltalls, dessen Plan allein Gott umfaßt! Freue dich deiner Zufriedenheit, deiner Gewissensruhe, deines edlen Bewußtseins, denn du, und nur du allein, würdest ohne diese nicht glücklich sein. Aber vergiß nie, daß

du nur ein Werkzeug in der Hand des Schicksals bist; danke dem Schöpfer, daß er dich zu einem kleinen Rade in dem großen Uhrwerke schuf, und nicht zu einem Stäubchen bestimmte, um ein solches Rad dann und wann aufzuhalten. Der Tod knetet alle geschaffene Wesen wieder in eine Masse zusammen, und nach Jahrtausenden schwebt nicht einmal mehr eine leise Erinnerung über den Chaos, dessen losgerissene Stäubchen einst zu bestimmen wagten, was gut oder böse sei.

Hier verschwand der Genius. Trübsinnig schlich Ali zurück in den Palast, schloß bebend seine Gattin in die Arme und blickte mit Wehmuth auf seine Knaben. Großer Drosmades! rief er mit gefalteten Händen, wie weise bist du, daß du einen dichten Schleier über die Vergangenheit und Zukunft warfst. Welches Geschöpf auf Erden würde sich noch freuen, wenn es in jedem Augenblicke das Elend gewahr würde, das auch die schuldloseste Freude einem Dritten bereitet! —

Eine Jugendgeschichte des Verfassers.

Ich bin von der Wahrheit, daß Kleinigkeiten, die völlig unbedeutend scheinen, oft einen mächtigen Einfluß auf unser ganzes Schicksal haben, so innig durchdrungen, daß ich mich nicht enthalten kann, eine Anekdote aus meinen Kin-

derjahren zu erzählen, welche mich höchst wahrscheinlich aus einem halben Geizhals zu einem halben Verschwender umgeschaffen hat.

Ich wohnte nebst meiner Mutter in Weimar in dem sogenannten gelben Schlosse, ich war, wo ich nicht irre, neun oder zehn Jahre alt. Meine Mutter schenkte mir wöchentlich einige Groschen zu Näschereien. Diese sammelte ich sorgfältig in einem grün seidenen Beutel, der bald mein Abgott wurde. Nie kam der Beutel aus meiner Tasche, nur des Abends nahm ich ihn heraus, um ihn unter meinem Kopfkissen zu verwahren. Am Tage war er mein einziges Spielwerk, und besonders gern brauchte ich ihn zum Ballen; wo ich ging und stand, warf ich ihn in die Luft oder an die Wand, und fing ihn wieder.

Als mein kleiner Schatz bereits zu einigen Thalern angewachsen war, stieg ich eines Tages die Treppe hinauf bis in die obere Etage. Die Treppe des gelben Schlosses ist so in's Viereck gebaut, daß, wenn man ganz oben steht, man bis herunter in den Keller sehen kann. Ich spielte nach meiner Gewohnheit Ball mit dem geliebten Beutel, er fiel, und fiel durch alle drei Etagen durch herab in den Keller. So kam es mir wenigstens vor; es kann aber auch sein, daß er auf irgend einer Stufe liegen geblieben, und ein eben Vorübergehender ihn sogleich aufgehoben hat; denn troß meines sorgfältigen Suchens fand ich ihn nie wieder. Von dem Augenblicke dieses Verlustes an — gute Nacht alles Sammeln und Sparen! die Groschen wurden ver-

nascht in der nämlichen Stunde, da ich sie erhielt. Der Hang zum Geiz war verschwunden, und hat mich, Gott sei Dank! nie wieder gequält.

Wer mag die Folgen dieser unbedeutend scheinenden Begebenheit berechnen? Was wäre aus mir geworden, wenn ich den Beutel nicht verloren hätte? und welchen Einfluß hat die unvermuthete Wendung meines Charakters wieder auf das Schicksal von hundert andern Menschen gehabt? — Ferner: wer fand den Beutel? oder wer wird ihn noch einst finden? leicht möglich, daß ein Mensch Besitzer davon wurde, oder werden wird, dem einige Thaler in dem Augenblicke sehr wichtig sind. Kurz! welcher Prophet entwickelt mir den Knoten zahlloser Begebenheiten, welche ganz gewiß durch das Fallen meines Beutels bewirkt wurden? —



Hingeworfene Gedanken,

welche durch das vom Herrn Grafen von Soden projektirte deutsche Pantheon, und die in Girtanner's Journal darüber enthaltenen Aufsätze entstanden sind.

Graf Soden schlägt vor: im Mittelpunkt von Deutschland einen Saal zu erbauen, oder zu miethen — (um's Himmelswillen nicht miethen!) wo die Büsten und Werke solcher Männer aufgestellt werden sollen, welche Talent und Tugend in sich vereinigt haben. Die Kosten zu diesem

Unternehmen sollen die patriotischen Deutschen durch Subskription zusammen bringen. Ob man würdig sei, in das Pantheon aufgenommen zu werden, soll ein sogenannter Areopag beurtheilen, der aus achtzehn verdienstvollen Männern besteht. Warum gerade achtzehn? weil jeder deutsche Kreis zwei Subjekte dazu liefern soll, und weil der deutschen Kreise neune sind. Den ersten Areopag will Hr. v. Soden selbst ernennen, mit Beihilfe Herrn Girtanner's, dessen Bescheidenheit sich aber diese Ehre verbeten hat.

Ich gebe zu, daß dieser Gedanke ein schönes, erhabenes Spielwerk ist, aber ich finde auch, daß die Einwendungen, welche man dagegen gemacht hat, sehr gegründet sind. Der deutsche Patriotismus ist ein armer Wicht, der sich gar zu gern Freibillets ausbittet, wenn er in's Schauspiel gehen will; ein fleißiger Leser, der sich aber nur für Lesebibliotheken abonnirt, und nie selbst Bücher kauft; er gleicht jenem drolligen Menschen, der auf eine Sache, die er behauptete, wohl schwören, aber nicht wetten wollte. Ich bin ein deutscher Mann, ein deutsches Weib, war vor einigen Jahren Modeausdruck, weil es hübsch klingt und nichts kostet. So lange der deutsche Buchhändler es für ein Glück halten muß, von einem beliebten Werke in mehreren Jahren dreitausend Exemplare abzusetzen, indessen der Franzose und Engländer in Einer Woche zwanzigtausend verkaufen; so lange ist die Anzahl derjenigen unter uns, die Sinn und Geschmack für Geisteswerke haben, gewiß noch sehr klein. Lesen wollen sie Alle, aber

kaufen mag keiner. Die Idee eines deutschen Pantheons loben, und, wenn es zu Stande kommt, es neugierig beschauen, das wollen sie Alle, aber dazu beitragen wird Keiner. So habe ich, so weit ich hören konnte, nicht eine einzige Stimme vernommen, die Grossmann's Bestreben, unserm Lessing ein Denkmahl zu errichten, nicht gepriesen hätte; aber wo bleibt das Denkmahl? Die Verehrer Lessing's schwören, es sei eine schöne, patriotische Idee, sie schwören es mit der Weinflasche in der Hand, für welche sie so eben den Gulden zahlten, den sie zu ihrem Beitrage bestimmt hatten. So ist es auch mit Sulzer's Denkmahl ergangen, und so wird es immer gehen, so oft man von den Deutschen mehr als kahle, unfruchtbare Bewunderung verlangt. Das macht, der kalte Deutsche ist keines Enthusiasmus fähig, er lächelt jeder Ueberspannung, wie er es nennt: er blickt auf die Enthusiasten mitleidig wie auf Kinder herab; er friert zwar nicht, wo der Franzose in Flammen geräth, aber er hat höchstens warm.

Folglich stürzt schon durch die Unmöglichkeit, die Kosten aufzubringen, der schöne Saal des Grafen Soden zusammen. Er wird ihn weder bauen noch miethen. Aber wenn er nun wirklich schon da stünde; wenn die Schatten der großen Männer, deren Büsten ihn zieren sollen, bereits unter der korinthischen Säulenordnung wandelten; wer unter ihnen ist wahlfähig? und wer soll die Wahl bestimmen? nur Talent und Tugend, sagt Hr. v. Soden, geben Ansprüche auf die Ehre des Pantheons. Aber was ist Talent?

was ist Tugend? und wenn auch das Erstere allgemein anerkannt würde, wer vermag die Letztere zu würdigen? Wie mancher stiehlt die öffentliche Achtung, der nur eben so ehrlich war, daß er nichts that, um gehangen zu werden! Wie mancher Anderer wird verleumdet und verfolgt, dessen Herz und Beutel jedem Unglücklichen offen stehen! Wer soll die Nachrichten zu den Biographien derer liefern, die auf die Wahl kommen? Will man sie von Freunden oder Feinden sammeln? Beide sind parteiisch. Will man dem öffentlichen Gerüchte trauen? es ist eine Wolke, die freilich Jedermann sieht, die aber alle Augenblicke ihre Gestalt verändert, und aus der man unmöglich errathen kann, ob die Spitze des Berges, den sie verhüllt, Cedern trägt oder in Schnee begraben ist. Will man die Unparteiischen fragen? wo sind sie? es gibt keine. Jeder Mensch auf der Welt nimmt Partei für oder wider eine Sache; wenn er auch gleich den Gründen, die ihn bestimmen, nicht nachspüren kann oder mag; so täuscht er sich doch selbst, wenn er glaubt, er handle blos nach Ueberzeugung seiner Vernunft. Die Leidenschaften sind zu genau mit unserm Dasein verwebt, die Eigenliebe hält uns an Millionen Fäden gefangen, und wirkt auf alles, was wir sagen oder thun.

Freilich glaubt man diesem Einwurf vorzubeugen, wenn man einen Zeitraum von hundert Jahren bestimmt, um den Lebenslauf eines berühmten Mannes zu würdigen; dann soll Jeder auftreten, der etwas gegen ihn zu erinnern hat; aber wird das den Areopag vor Mißgrif-

sen sicher stellen? wird er nicht dennoch verführt werden, manchen Würdigen auszuschließen, und manchen Unwürdigen mit Lorbeern zu krönen? Gesetzt, ein Mitglied des Publikums scharre nach hundert Jahren irgend eine unedle That aus dem Staube eines berühmten Mannes hervor, und melde sie pflichtschuldigst dem Areopag, gibt es denn nicht hundert Fälle, wo eine scheinbar böse Handlung die edelsten Bewegungsgründe hatte? wer kann nach hundert Jahren sie mit allen ihren Anlässen und Motiven aufstellen? dürfen wir doch kaum so kühn sein, den Stab über das zu brechen, was gestern geschah. — Nein! die Tugend zu würdigen gebührt nur dem großen Baumeister des ewigen Pantheons, der hoffentlich mehr thun als Büsten aufstellen wird.

Eine andere auffallende Inconvenienz bei einer solchen öffentlichen Befragung und Beantwortung ergibt sich in Rücksicht auf die Nachgebliebenen des Schatten, der jetzt vor dem strengen Minos steht. Der Mann selbst ist freilich todt, aber seine Enkel leben vermuthlich noch. Wer mag gern von seinem Großvater verkleinliche Dinge erzählen hören? wer wird das leiden? und wenn nun der Kandidat von der Ehre des Pantheons ausgeschlossen wird, bestraft man dadurch nicht seine Enkel? heißt das nicht den zügellosen Frankreichern in Lyon nachahmen, die, wenn sie die zum Tode Verurtheilten nicht finden konnten, die nächsten Verwandten statt ihrer hinrichteten? — zu geschweigen, daß eben diese Enkel gewiß auch Feinde oder

Freunde haben werden, die, um ihnen zu gefallen, oder um sie zu kränken, das Leben ihres Großvaters verschönern oder verschwärzen werden.

Da es also unmöglich ist, den Werth eines Mannes weder heute, noch morgen, noch nach hundert Jahren zu schätzen, so bliebe für das Pantheon nichts übrig als sein Talent, und da entsteht abermals die wichtige Frage: wer soll das Talent beurtheilen? Ich fürchte, wenn das ganze Publikum zu Rathe gezogen wird, die Stimmen werden eben so getheilt sein, wie bei der Tugend. Herr von Soden hat das vorausgesehen, und daher die Wahl der Beurtheilungskraft von achtzehn verdienstvollen Männern überlassen. Aber wer sind diese Männer? — Der Herr Graf wählt sie selbst. — Und wenn es nun Leute gibt, die dagegen protestiren? wenn zum Beispiel Einer auftritt und sagt: »ich lasse den Verdiensten des Dichters Soden alle Gerechtigkeit widerfahren, er besitzt eine blühende Einbildungskraft, eine schöne Diction u. s. w.; aber unmöglich kann er billigerweise verlangen, daß ich mir von ihm einen Areopag soll aufdringen lassen, ohne dessen Stempel es mir nicht erlaubt sein soll, irgend ein Werk des Genies zu bewundern, und den Verfasser desselben für pantheonsfähig zu halten. Solche Freiheiten nimmt sich nur die Literaturzeitung. Hr. v. Soden hat mein Zutrauen zu ihm bereits dadurch geschwächt, daß er unter den ersten Büsten, mit welchen er sein Pantheon einzuweihen gedenkt, nicht einmal Wieland's Büste zählt. — Und wo will er seine Areopagiten

hernehmen? — Aus den neun Kreisen, und zwar aus jedem Kreise zwei. Heißt das nicht achtzehn reife Früchte von neun Bäumen pflücken wollen? und zwar von jedem Baume zwei? da doch dieser Baum vielleicht mit lauter reifen Früchten prangt, und der andere hingegen gerade keine einzige trägt. Gibt es denn nicht etwa Kreise in Deutschland, wo Christus den Fluch über den Feigenbaum aussprach?"

Was könnte Hr. v. Soden darauf antworten? was könnte er antworten, wenn ein Mitglied der Reichsritterschaft hinzusetzte: was haben wir denn verbrochen, daß unsere Stimmen ausgeschlossen sein sollen? Auch die Bewohner der Ostseeküsten, die Esth- und Liefländer, die recht gut deutsch verstehen, könnten ihren Antheil reclamiren, aber glücklicherweise ist keiner unter ihnen, der auf die Ehre des Pantheon, oder die Stelle eines Areopagiten Anspruch macht.

Gesetzt nun aber auch, der erste Areopag sei ohne Widerspruch erwählt, wie soll er sich fortpflanzen? wie seine abgehenden Mitglieder ersetzen? das überläßt Hr. v. Soden ihm selbst, er soll sich durch eigene Wahl ergänzen. Ach! da wird wieder gewaltig viel Menschliches mit unterlaufen, und ich fürchte, es wird in diesem Konklave mehr kabalirt werden, als bei einer Pabstwahl. Das Resultat von alle dem möchte wohl sein: die Idee des Hrn. v. Soden ist und bleibt eine liebliche Chimäre, die wohl der Kopf eines Dichters ausbrüten konnte, die aber nie vom deutschen Patriotismus groß gezogen werden wird.

Ich habe auch einmal vor neun Jahren einen ähnlichen Einfall gehabt, ich sah aber die Schwierigkeiten bald ein, und vergrub das, was ich damals darüber schrieb, unter meinen Papieren. Es traf sich nämlich, wie sich das sehr oft in der Welt trifft, daß ich irgendwo einen Dummkopf sah, der ein Kreuzchen im Knopfloch trug. Hm! dachte ich, es ist doch ärgerlich, daß dieser Mensch mit einem Orden prangt, weil er den Speichel der Großen leckte, und ihnen Dirnen verkuppelte, indessen die größten Genies und Schriftsteller, die einen Glanz auf ihre Nation zurückstrahlen, kein anderes Kreuz tragen, als vielleicht ein Hauskreuz, welches sie nicht öffentlich zeigen dürfen. Zwar weiß ich recht gut, daß dem verdienstvollen Manne wenig an solchem Flitterstaat gelegen ist, und daß z. B. der Sänger Oberons, oder der Dichter des Don Carlos auch ohne Band oder Stern der Stolz der Deutschen sein und bleiben werden; aber das Nämliche gilt von jedem großen Manne, der einen Orden trägt, und auf diese Weise müßte gar kein Orden getragen werden. So ein Kreuzchen im Knopfloch schafft doch immer allerlei Nutzen, wäre es auch nur der, daß die Schildwachen bei öffentlichen Feierlichkeiten dem Herrn Ritter schneller Platz machen, oder die Postmeister ihm auf Reisen höflicher begegnen. Da nun Gelehrte auch Schauspiele besuchen, und auch auf Reisen gehen, so sehe ich gar nicht ab, warum sie den wohlverdienten Vorzug entbehren sollen? indessen jener elende Kammerjunker sich sehr übel verdient damit brüstet. Man hat Orden für das

militärische Verdienst errichtet, für die Kunst, die Menschen durch Kanonenkugeln in die andere Welt zu schicken, warum nicht auch für das größere Verdienst, sie in dieser Welt glücklich zu machen? Ich weiß wohl, daß die Kaiserin von Rußland zuweilen ihr Wlodimerkreuz, und der König von Schweden seinen Wäsaorden an würdige deutsche Gelehrte schenkt: aber in Deutschland hat noch kein Fürst deutsches Verdienst so öffentlich anerkannt. Und warum muß es denn auch gerade ein Fürst sein, aus dessen Händen der Gelehrte den Orden empfängt? kann der Fürst seine Werke beurtheilen? unter hunderten kaum Einer. Welche Ehre ist es denn, von einem Manne ausgezeichnet zu werden, der dem Berichte seiner Minister trauen muß? würde nicht Lessing lieber aus Engels Munde gehört haben, daß seine Emilia Galotti ein Meisterwerk sei, als aus dem Munde des Königs von Preußen? wäre es denn also nicht schicklicher und ruhmvoller, wenn wahres Verdienst nur durch den Kenner belohnt würde? durch einen Mann oder durch Männer, die in der nämlichen Gattung des Verdienstes bereits sich auf die höchste Stufe geschwungen?

Mein Vorschlag wäre also folgender gewesen: — (man vergesse nicht, daß ich Alles das vor neun Jahren träumte) — Es werden für Philosophie, Dichtkunst u. s. w., für jede Klasse insbesondere, drei Richter erwählt, die, alle zusammengenommen, das Kapitel ausmachen. Die Richter einer jeden Klasse stellen dem Kapitel die Ordenskandidaten vor, die sie, nach gewissenhafter Beprüfung, für ordensfähig

halten. Das Kapitel bestätigt die Wahl und sendet dem neuen Ritter das Ordenszeichen, von einem schmeichelhaften Briefe begleitet. Damit es aber diesem Orden nicht ergehe, wie manchem Andern, den hochtrabende Inschriften nur dem Verdienst bestimmen, und den doch ganze Herden von Schafen oder Wölfen tragen; so müssen, die Richter selbst ungerechnet, nicht mehr als drei Ritter in jeder Klasse ernannt werden. Wenn zum Beispiel in der Klasse der Dichtkunst Wieland, Gleim und Klopstock Richter wären, so würden sie vielleicht zu den drei ersten Rittern Schiller, Bürger und Blumauer ernennen; dann müßte aber erst einer von diesen sterben, ehe ein anderer gewählt werden könnte. Der Orden würde also nie profanirt, nie verschleudert werden; er würde dem Publikum so selten unter die Augen kommen, daß die Gewohnheit nicht im Stande wäre, den Eindruck zu schwächen, den sein Anblick hervorbringen würde. Dem gemeinen Mann, der sich vor jedem Kreuzchen im Knopfloch blindlings bückt, gilt es gleich viel, ob die größten Genies oder die größten Monarchen auf der Welt den Orden verliehen haben; aber man denke sich die Wirkung, die es auf gebildetere Seelen nothwendig machen muß. Mir begegnet der Eingangs erwähnte elende Mensch, der einen Orden erschlichen hat, mit verächtlichen Blicken gehe ich an ihm vorüber, und seufze, daß der Monarch nicht so viele Augen als Brillanten zählt. Aber ein paar Schritte weiter hin begegnet mir ein Mann mit dem Orden des Genies, ein Mann, den Wieland,

Gleim und Klopstock für den Nächsten nach sich erkannten *) — o wie schnell greife ich nach meinem Hute! wie ehrfurchtsvoll mache ich ihm Platz! wie neugierig staune ich ihn an, und wenn ich darf, so dränge ich mich zu ihm, und freue mich des edlen Deutschen. Welcher Kaiser oder König kann durch sein Band und Stern eine ähnliche Empfindung in mir erregen?

Wahr ist's, der Orden für militärisches Verdienst erweckt Bewunderung, weil er mit Gefahr des Lebens errungen, und gewöhnlich nur Würdigen ertheilt wird. Aber der Orden des Genies erweckt Bewunderung und Liebe zugleich. Bei jenem läßt sich doch noch immer ein leiser Zweifel aufwerfen, denn ich kenne Offiziere (obgleich nicht in Europa), die während der Schlacht hinter einem Steine gesessen, und doch den Orden erhalten haben; bei diesem hingegen ist das ganze Publikum Oberrichter, und wenn es also auch möglich wäre, daß die Richter durch Parteilichkeit angefochten würden, so würden sie doch immer, aus Furcht vor dem Oberrichter, und um ihrer eigenen Ehre willen, die Wahl so einrichten, daß Welt und Nachwelt sie billigen könnten. Wenn ich also einen Mann mit

*) La baguette, propre à decouvrir la mérite, ne tourne, et ne doit réellement tourner, qu'entre les mains des gens d'esprit, parcequ'il n'y a que le Lapidaire, qui se connoisse en diamans, et que l'esprit qui sente l'esprit. Helvetius de l'esprit.

dem Ordenskreuze des Genies sehe, so bücke ich mich gern, denn ich bin sicher, daß er ein verdienstvoller Mann ist.

Aber wer soll die Ersten Richter wählen? — Das ist eine Schwierigkeit, die ich nicht zu lösen weiß. Man könnte sich freilich bald helfen, wenn man die Wahl den Herren Rezensenten der Literaturzeitung überließe, welche denn billigerweise sich selbst wählen würden, da es keine größere Kenner jeder Gattung von Verdiensten gibt, als sie. Da aber diese Herren die gelehrte Welt für ein venetianisches Karneval halten, und nicht anders als maskirt herumgehen, um Kronen oder Dolchstiche auszutheilen, uns hingegen mit einem namenlosen Ordenskapitel nicht gedient wäre; so müßte man wohl auf andere Mittel denken. Ich würde vorschlagen, daß jeder Mann von Geschmack und Kenntnissen seine Stimme gebe, er möchte übrigens Schriftsteller sein oder nicht; um aber auf den Titel eines Solchen Anspruch machen zu können, müßte er wenigstens alle die vorzüglichen Schriften derjenigen Klasse gelesen haben, zu welcher er stimmen will. — Und welches sind die vorzüglichsten Schriften einer jeden Klasse? — Da stoßen wir wieder auf eine neue Klippe, und wenn wir nicht abermals die Literaturzeitung für einen kompetenten Richter anerkennen wollen (welches doch wahrlich keinem gewissenhaften Manne möglich ist), so sind wir nicht weiter als vorher.

Es gibt freilich noch mehrere Mittel, die Leute von Geschmack und Kenntnissen in jeder Stadt zu unterscheiden. Man darf zum Beispiel nur fragen: wer die meisten Feinde

und Verfolger hat? — Der, dessen Namen man euch nennt, ist gewiß ein sehr gescheiter Mann. Ferner: Jeder, der auf seine Ehre versichern kann, daß er in großen Gesellschaften Langeweile hat; daß Kartenspielen nicht sein Handwerk ist; daß er täglich wenigstens ein paar Stunden mit Lesen zubringt; daß Oberon ihn in Entzücken versetzt, Schiller ihm einen Schauer abjagt, und Iffland ihm Thränen entlockt; Jeder, der das ehrlich betheuren kann, ist würdig, seine Stimme für die Klasse der Dichtkunst zu geben.

Doch es ist überhaupt nicht meine Sache, meinen Traum so auszubilden, daß mehr als ein Traum daraus würde. Genug, wenn ich die Möglichkeit der Ausführung zeige. Ist einmal das erste Ordenskapitel erwählt, so ist die Ergänzung desselben in der Folge leicht. Denn stirbt Einer der Richter, so rückt sogleich der älteste Ritter an seine Stelle.

Ob es übrigens nöthig sein möchte, die Stiftung des Ordens (doch nur Ein für Allemal) von Kaiser und Reich bestätigen zu lassen, wage ich nicht zu bestimmen. So viel ist aber gewiß, daß bei Ernennung einzelner Ritter Kaiser und Reich durchaus von jeder Mitwirkung ausgeschlossen sein müßten. Die Bestätigung der Stiftung selbst hingegen könnte wohl unter keinem schicklichen Vorwand abgeschlagen werden.

Zum Ordenszeichen würde ich ein emaillirtes Kreuz vorschlagen, in dessen Mitte eine Minerva thront. Da die Erben des verstorbenen Ritters ein solches Kreuz immer wieder zurückgeben müßten, so würde folglich die ganze

Stiftung mit wenigen oder gar keinen Kosten verknüpft sein, und ein Haupthinderniß, welches dem deutschen Pantheon im Wege steht, fällt bei dem Orden des Genies ganz weg.

So weit mein Traum. Ich erwache und lächle. — Freilich habe ich nur für ehrenvolle Auszeichnung des Genies in diesem kurzen Pilgerleben geträumt, indessen der Herr Graf von Soden ihm die Unsterblichkeit erträumen wollte. Es kommt aber beides auf Eins heraus, denn weder sein noch mein Traum werden jemals in Erfüllung gehen.



Das Schaf und der Bullenbeißer.

»Warum« — so klagte Matz, ein ehrlicher Hammel, der auf dem Hofe herum lief, und den Kindern zum Spielen diente, »warum schmeichelt Jedermann dem großen garstigen Murqui, der alle Menschen anschnarcht, auch wohl gar beißt, indessen ich durch mein sanftes unschuldiges bäh! bäh! Jedermann willkommen heiße, und dennoch sehen muß, daß man achtlos an mir vorübergeht? Warum geben die Küchenjungen dem bösen Murqui Alles was abfällt? und den guten Matz lassen sie hungern. Doch hat ein Jeder mich lieb, und ich verdiene es auch, denn ich bin so fromm, daß ich sogar die Kinder auf mir reiten lasse.«

Eben deswegen, brummte der Hauskater. Wenn du

nach diesem Geständniß noch fragen kannst, warum Murqui mehr gilt als du? so frägst du wie ein Schaf. Ei, mein lieber Matz, Murqui kann beißen und du nicht.

O daß nur unter Hund und Schaf
Wir diese Art zu handeln übten!
Was thut man nicht für den Gefürchteten!
Doch was für den Geliebten?

So liebt kein Mann!

(Eine wahre Geschichte.)

Im Sommer des Jahres 1788 reiste eine junge Dame durch W**, welche schön ist wie ein Maitag, und mit Sapphos Geist das Herz einer Chelonis verbindet. Wer erkennt in diesem Bilde nicht die Gräfin P**? —

»Stolzer Maler! die Gräfin P** erreicht dein Pinsel nicht.»

Wohlgesprochen! ehrlicher Mann, der mir das zurief. Nein, dies holde Geschöpf — so muß ich sie nennen, um nicht zu vergessen, daß sie eine Sterbliche ist — dies holde Geschöpf erreicht mein Pinsel nicht. Weg mit Sappho und Chelonis! wir wollen uns allein an den Maitag halten. So freundlich als ein schöner Maitag ist die Gräfin, so verbreitet sie sanfte Wärme um sich her, so lockt sie Blüten und Blumen selbst aus dem unfruchtbaren Boden, auf dem

sie wandelt. Ich hätte sagen können: sie hat Verstand wie ein Engel; aber das ist eine Albernheit, die schon oft wiederholt wurde, denn ich erinnere mich keines einzigen Beispiels, wo die Engel einen ausgezeichneten Verstand bewiesen hätten. Schön wie ein Engel, mag ich auch nicht sagen, denn von Angesicht zu Angesicht habe ich keinen gesehen, und die gemalten bausbackichten Knaben würden kaum verdienen, der Gräfin die Schleppe nachzutragen, wenn sie eine Schleppe hätte. Ach! der Dichter martert sich vergebens, es dem glücklicheren Maler gleich zu thun. Ramberg oder Graaf könnten die Gestalt euch hinzaubern, aber kein Wieland und kein Schiller malt die schöne Seele. Man muß Zeuge ihres Edelmuths gewesen sein; man muß selbst die Thräne des Mitleids in ihren großen blauen Augen haben schwimmen sehen; man muß wissen, wie sie ihr Leben zwischen Mutterliebe, Gattinnen-Pflicht, Wohlthätigkeit und Geistesbildung theilt — O ihr Glücklichen! die ihr sie umgebt, nicht wahr, ihr erkennt das Bild der Himmlischen, die ich nicht nennen darf — und warum darf ich sie nicht nennen? — weil der schöne Kranz ihrer Tugenden überall mit dem zarten Blümchen der Bescheidenheit durchflochten ist, das selbst den Hauch der Liebe und Bewunderung nicht vertragen kann. Wohlan! den Finger auf den Mund! und wer bis hieher las, ohne mich zu verstehen, dem sei genug zu wissen, daß die Gräfin P** eine Gräfin war, die im Sommer 1788 durch W** reiste.

W** ist eine ziemlich ansehnliche Stadt, und sechs-

Meilen davon liegt eine Residenz, die noch ansehnlicher ist. In dieser letzteren hatte die Gräfin Verwandte — (ich meine Blutsverwandte, denn sonst ist jeder Unglückliche ihr Bruder) — sie sah daher voraus, daß sie genöthigt sein würde, am Hofe zu erscheinen, und seufzte über wenigstens drei verlorne Tage.

Nein vier, sagte die Kammerjungfer, denn Ihre Spitzen sind nicht gewaschen, und ohne Spitzen macht man bei Hofe eine traurige Figur. Du hast Recht, mein Kind, wir wollen sie waschen lassen; und weil doch einmal das Wagenrad zerbrochen ist, und ich deswegen hier bis Morgen früh verweilen muß, so wollen wir sie gleich hier waschen lassen. Ich gewinne dabei einen ganzen Tag. — (Wer die Gräfin kennt, der weiß, welchen Werth eine einzige ihrer Stunden hat.)

Recht gut, versetzte die Kammerjungfer, wenn wir nur hier eine Spitzenwäscherin auftreiben. — Geh, erkundige dich bei der Wirthin. —

Die Zofe ging, und meldete bald nachher die verlangte Person. Ein Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren trat schüchtern herein. Wenn nur blühende Wangen, rosenrothe Lippen und ein feuriges Auge im Gesicht verschönern, so war dies Mädchen nicht schön, denn seine Wange war blaß, das Auge hohl, der Blick erloschen, und ein röthlicher Rand zog sich um die Augen. Aber ihre sanften Züge rührten Jeden, der sie sah, bis in's Innerste; eine stille Schwermuth gab diesen Zügen ein unbeschreibliches Interesse, und

die holde Bescheidenheit, welche über ihre ganze Gestalt ausgegossen war, wie Morgenroth über ein Aehrenfeld, nahm auf den ersten Blick für sie ein. Von schlechtem Tuche war das Mieder, welches ihren schwellenden Busen umschloß, von grober Leinwand die Schürze, welche sie trug, aber Reinlichkeit und Ordnung schimmerten aus ihrem Anzug hervor. Die Hände — nun freilich, die Hände würde kein Stutzer zu küssen wünschen, denn waren sie gleich schön geformt, so verrieth doch ihre Röthe, und die hin und wieder wund geriebenen Stellen, daß sie nicht an den Druck der Liebe, sondern nur an harte Arbeit gewöhnt waren.

Die Gräfin vergaß bei ihrem Anblick eine Zeit lang Spitzen und Residenz, und betrachtete das Mädchen lange schweigend mit Theilnahme. Kaum aber bemerkte sie, daß ihr Blick das Mädchen verlegen machte, und eine sanfte Röthe auf ihre blasse Wange jagte, als sie sich schnell besann, und mit dem Ton der innigsten Güte fragte: liebes Kind, du kannst Spitzen waschen? — O ja, gnädige Frau. — Bist du aber auch schnell? denn ich wünsche Morgen früh wieder abzureisen. — Ich werde die Nacht zu Hilfe nehmen. — Das wird dir Schaden thun, du scheinst kränklich? — O nein, ich bin ganz gesund. — So hast du vielleicht Kummer? — Ach nein, gnädige Frau.

Das zarte Gefühl der Gräfin verhinderte sie weiter in das Mädchen zu bringen, die Spitzen wurden hervorgekramt, abgeliefert, und die interessante Wäscherin versprach, sie beim Frühstück der gnädigen Frau zurück zu bringen.

Als sie fort war, ließ die Gräfin die Wirthin rufen, erkundigte sich nach dem Mädchen, erfuhr aber weiter nichts, als daß es eine fleißige, fromme Dirne sei, die sehr eingezogen lebe. Ein heimliches Gefühl sagte der Gräfin, daß hier das Glück ihr eine Gelegenheit zuführen werde, ihre Lieblingstugend, die Wohlthätigkeit, zu üben. Das Bild des blassen Mädchens ging mit ihr zu Bette, entschlummerte mit ihr, und fand sich beim Erwachen wieder ein. Sie beschloß, wenn es ohne Zudringlichkeit geschehen könnte, die Ursache der bleichen Wangen und der hohlen Augen zu erforschen. O du kanntest, liebenswürdiges Weib, die Macht deiner sanften Stimme; du öffnest den Mund, und alle Herzen öffnen sich.

Das Frühstück war eben aufgetragen, als das holde Geschöpf hereintrat, und in einem zierlichen Körbchen die gewaschenen Spitzen überreichte.

Sage mir, liebes Mädchen, hub die Gräfin an, wie nennt man dich? — Gretchen Müller. — Ich habe gehört, daß du fleißig und sittsam bist — Sittsam? o ja, ich hatte ehrliche brave Eltern. Fleißig wünschte ich wohl mehr zu sein. — Verdienst du nicht so viel als du brauchst? — Gott sei Dank! mehr als ich brauche. — Du möchtest also sparen für die Zukunft? — Das möchte ich wohl. — Warum das? — Weil — weil andere Leute auch brauchen. — Also, um wohl zu thun? — Ach nein, nur mir selbst. — Ich verstehe dich nicht, hast du vielleicht arme Eltern, die du ernährst? — Ich bin eine vater- und mutterlose Waise. —

Nun dann, vielleicht zum Brautschatz? — du schweigst? du erröthest? — sind deine Augen von Thränen oder von Nachtwachen so roth? — Von beiden! —

Dies Wort traf das Herz der Gräfin. Sie legte die ganze Stärke ihres Mitgefühls in den sanften Ton ihres Mundes: Entdecke mir, liebes Mädchen, was dich quält? warum du ohne Schonung für deine Gesundheit Tag und Nacht arbeitest? — Ach! gnädige Frau — ich habe einen Bräutigam — er ist Soldat — und ich arbeite Tag und Nacht, um ihn loszukaufen. — Ist es das? stammelte die Gräfin, und wandte sich weg, um eine Thräne zu verbergen. Hast du denn schon etwas gesammelt? — Gott hat meinen Fleiß gesegnet. Seit zwei Jahren sind hundert und fünfzig Thaler erspart, der Hauptmann fordert zweihundert, in Jahr und Tag hoffe ich die Summe vollzählig zu machen. — In Jahr und Tag? nein auf der Stelle! rief die Gräfin mit Wärme, griff in ihre Schatulle, und drückte dem Mädchen zehn Louisdor in die Hand.

Die redliche Liebende blieb mit offenem Munde und starren Augen vor ihr stehen. Während einer langen Pause versuchte sie umsonst zu sprechen, ihr Busen arbeitete heftig, die Muskeln ihres Gesichts verzogen sich zum Weinen, ihre Hand zitterte, ihre Knie bebten, sie sank zu Boden. Gerührt bückte die Gräfin sich über sie, und ließ eine Thräne auf ihre Wange fallen. Das Mädchen ergriff hastig die Hand seiner Wohlthäterin, und deckte sie sprachlos mit feurigen Küssen.

Ich verlange eine Vergeltung von dir, sagte die Gräfin, als der erste Ausbruch der Dankbarkeit vorüber war, du sollst mir deine Geschichte erzählen.

Meine Geschichte ist kurz und einfach. Mein Vater war ein wohlhabender Handwerksmann, und meine Mutter war eine brave Hausfrau. Ich wurde christlich erzogen. Als ich kaum zwölf Jahre zählte, nahm mir der Tod meine Mutter, und weil ich noch zu jung war, um einer großen Wirthschaft vorzustehen, verheirathete sich mein Vater zum zweiten Male. Die Frau, die er wählte, war ihm von diesem und jenem empfohlen worden, aber dieser und jener kannte sie nicht recht. Es fand sich leider bald, daß mein Vater eine verschwenderische Frau, und ich eine böse Stiefmutter hatte. Aber weil sie schön und listig war, und zu schmeicheln verstand, so liebte sie mein Vater sehr. Es geschah Alles, was sie wollte, und sie hatte immer Recht. Ich litt am meisten dabei, denn sie mochte mich nicht leiden, und ich konnte ihr nichts zu Danke machen.

Als ich mein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, kam Konrad als Tischlergesell in unsere Werkstatt. Er war ein flinker junger Bursch, und ich ein unerfahrnes Mädchen. Ich wußte nicht eher, daß ich ihn liebte, als bis meine Stiefmutter mir's sagte: da war es aber schon zu spät, denn ich konnte nicht mehr ohne ihn leben; und weil er ein fleißiger Arbeiter, ein stiller gottesfürchtiger Mensch war, so dachte ich, der Vater würde auch wohl nichts dagegen haben, wenn Konrad nach einigen Jahren Meister würde, und

mich heirathete. Ach! der gute Vater hatte auch nichts dagegen, aber die böse Stiefmutter hatte mich und mein bischen Geld einem ihrer Vettern zugedacht, einem bucklichten, krummbeinichten Leinweber, der sich alle Abend im blauen Hecht betrank, und hernach in der Trunkenheit seine alte Mutter prügelte. Den Ehrenmann wollte ich nicht, und Konrad wollte meine Stiefmutter durchaus nicht. Mein Vater war ein Freund vom Hausfrieden, er liebte seine Frau, aber auch seine Tochter, und da er folglich zwischen uns beiden in die Klemme gerieth, so entschied er, weder sie noch ich sollten unsern Willen haben; dem bucklichten Leinweber verbot er das Haus, und mir alle Gedanken an Konrad. Aber Gedanken lassen sich nicht verbieten. Was half's daß ich mir selbst vornahm, ihn zu vergessen, und des Abends im Bette so lange das Einmal-Eins hersagte, bis mich der Schlaf überwältigte? Wenn ich erwachte, stand er doch gleich vor mir, daß ich oft erschrocken das Halstuch über warf, weil ich ihn leibhaftig zu sehen glaubte.

Dem armen Schelm ging es nicht um ein Haar besser. Mein Vater hatte ihn fortgeschickt, und nun trieb er sich in der Stadt herum, ging bald bei diesem, bald bei jenem Meister in Arbeit, hielt es aber nicht länger als einige Wochen aus, denn weder er, noch seine Meister waren zufrieden. Sie nannten ihn einen Träumer, einen Murrkopf, und was weiß ich! aber mein Konrad war weder ein Träumer noch ein Murrkopf, sondern der lustigste Bursche von der Welt, ehe er sein Herz so sehr an mich hing.

Gern hätten wir zuweilen uns wechselseitig Trost zugesprochen, aber meine Mutter hütete mich, wie einen Kanarienvogel, den die Katze nicht fressen soll, und wenn wir auch Sonntags in der Kirche zusammenkamen, so saß sie doch immer neben mir, und ich durfte das Auge nicht vom Gesangbuche aufschlagen. Eines Abends hatte Konrad es doch abgepaßt, als ich gerade vor der Thür stand. Er trat zu mir, er weinte: „Liebes Gretchen, sagte er, ich halte es nicht länger aus, ich schneide mir die Gurgel ab." Da schalt ich ihn, und verwies ihn zur Geduld und Gottesfurcht. Ich schenkte ihm auch einen silbernen Ring, und gelobte ihm treu zu bleiben; er mußte mir aber dagegen versprechen, sich kein Leides anzuthun.

Nach einer Weile meldete sich wieder ein Freier bei mir, der weder bucklicht noch krummbeinicht war, und weil es in der Stadt hieß, ich würde ihn nehmen; und weil der arme Konrad keine Gelegenheit hatte, von mir das Gegentheil zu erfahren, so ging er in der Verzweiflung hin, und ließ sich zum Soldaten anwerben. (Hier brach das Mädchen in Thränen aus.) Nur noch Einmal sah ich ihn vor seinem Abmarsch. Als er gewahr wurde, daß mir das Herz springen wollte, und als ich ihm Treue gelobte bis in den Tod, da bereute er seine rasche That, und weinte bitterlich an meinem Halse. Aber nun war es zu spät, die Kapitukation war auf zwölf Jahre geschlossen, er mußte fort, und meine Augen haben ihn nicht wieder gesehen. Ach! gnädige Frau, ich habe viel gelitten! wenn ich mich zuweilen nach gethaner

Arbeit in einen Winkel setzte, um ungestört zu weinen, so kam meine böse Stiefmutter, keifte und schlug mich, und — was mir am wehesten that — nannte meinen Konrad einen liederlichen Schlingel. Oft hauchte mir der Teufel gottlose Gedanken ein, davon zu laufen, oder in's Wasser zu springen, aber Dank meiner guten Mutter, die nun schon lange im Himmelreich ist, daß sie mir Gottesfurcht einflößte, und mich dadurch stark machte, den Versuchungen des Satans zu widerstehen. —

Endlich starb mein Vater. Ich beweinte ihn mit kindlichen Thränen, aber als der erste Schmerz vorüber war, gab ich dem frohen Gedanken Raum, daß ich nun frei sei, und daß Niemand mich mehr hindern könne, meinen Konrad zu heirathen. Dabei rechnete ich, als die einzige Tochter, auf eine ziemliche Erbschaft, weil mein Vater immer für einen wohlhabenden Mann galt. Habe ich auch nur so viel, dachte ich, um meinen Geliebten loszukaufen, und ihm das Bürger- und Meisterrecht zu verschaffen, so werden Fleiß, Ordnung und Gebet uns schon weiter helfen. Aber ach! der liebe Gott hatte mir noch eine schwere Prüfung auferlegt. Es fand sich, daß meine böse Stiefmutter durch üble Wirthschaft alle die Thaler verschwendet hatte, die meine gute selige Mutter bei Pfennigen zusammen sparte, und was nicht verschwendet war, das hatte sie sonst auf die Seite gebracht, zog damit zu ihren Verwandten, ließ mich hilflos im Stiche, und mir blieb kaum ein Bett übrig, und ein anständiger Rock, um Sonntags in's Gotteshaus gehen zu können.

Aber ich ließ mich in meinem Vertrauen auf Gott nicht irre machen. Ich dachte, es wird schon besser werden, wenn nur Konrad mich noch liebt. In Jahr und Tag hatte ich nichts von ihm weder gehört noch gesehen, das quälte mich, bis ich auf den Einfall gerieth, an ihn zu schreiben. Der Herr Postmeister war so gut und machte selbst die Adresse, weil ich nicht recht wußte, wo sein Regiment im Quartiere lag. Ich schrieb ihm, daß, wenn er es ehrlich mit mir meinte, und mich noch immer lieb habe, ich nun sein Weib werden wolle; daß ich ihm aber kein anderes Heirathsgut zubringen könne, als ein liebendes Herz und ein paar gesunde, an Arbeit gewöhnte Hände. Vier Wochen darauf hatte ich schon eine Antwort. Ach! Gott segne den guten Mann der das Schreiben erfand! nie habe ich mit mehr Freude als damals vier Groschen ausgegeben, die mir sauer genug zu verdienen wurden. Hier ist der liebe Brief, ich trage ihn immer bei mir. (Sie zog ein unscheinbares Papier aus dem Busen, entfaltete es und las:)

»Gott zum Gruß! liebstes Gretchen, wenn du dich noch wohl befindest, so freut es mich sehr, denn ich bin auch gesund, und es ärgert mich nur, wie du fragen konntest, ob ich dich noch lieb habe, und ob ich dich heirathen will? Ach! am Wollen liegt es gar nicht, und was das Heirathsgut betrifft, das du mir versprichst, so ist es mehr werth, als der Stern, den unser General auf seinem Rocke trägt. Aber was soll ich anfangen? ich habe auf zwölf Jahre kapitulirt, und mein Hauptmann fordert zweihundert

Thaler für meine Freiheit. Liebes Gretchen, nicht zweihundert Pfennige kann ich austreiben, und wenn Gott nicht wunderbar hilft, so müssen wir noch lange lange warten, ehe der Priester ein Paar aus uns macht. Mir ist eingefallen, daß in W** ein vornehmer Mann wohnt, der Geheimerath R*, der ein vertrauter Freund von meinem Hauptmann ist, und dem er Alles zu Gefallen thut. Wie wäre es, wenn du zu ihm gingest, und ihn recht rührend bätest, ein gutes Wort für uns einzulegen? Kannst du es dahin bringen, daß ich los komme, so fahre ich als blinder Passagier mit der Post, und bin in fünf Tagen bei dir, und will dich in meinem Leben nicht wieder verlassen. Dein getreuer Konrad bis in den Tod.»

»Nachschrift. Der silberne Ring, den du mir geschenkt hast, kommt nicht von meinem Finger. Einmal hatte ich einen dummen Streich gemacht, und ihn im Würfeln verspielt, aber ich verdung mich einige Tage als Holzhacker, und löste ihn wieder ein.»

Meine Freude über diesen Brief, fuhr Gretchen fort, kann ich der gnädigen Frau nicht beschreiben. Ich weinte und lachte eins um das Andere, vergaß aber auch nicht Gott zu danken, daß er mir meinen Geliebten treu erhalten hatte. Den andern Morgen in aller Frühe zog ich mich sauber an, und ging zum Geheimenrath R*, dem ich mein Anliegen vortrug. Freilich schämte ich mich, und stotterte, und konnte die Augen kaum aufschlagen, aber er war so freundlich, so zuthätig, daß ich bald ein Herz faßte, und

ihm Alles haarklein erzählte. Es schien, er höre mir gern zu, denn er verwandte kein Auge von mir. Als ich fertig war, kniff er mich in die Backen, und sagte, er wolle darüber nachdenken, ich solle nur auf den Abend in der Dämmerung wieder kommen. Ich hatte kein Arges daraus, denn der Geheimerath R* ist verheirathet mit einer hübschen frommen Frau; denken Sie, gnädige Frau, wie mir zu Muthe wurde, als er auf seine Fürsprache einen Preis setzte, um den Konrad gewiß nicht hätte frei sein mögen. Ich wurde roth wie Scharlach, und sagte ihm, ich wäre arm aber ehrlich, und mein Konrad auch. Wie der Wind war ich zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und das mit einer Angst, als wenn man im Traum eine Treppe hinabfliegt. Ich glaubte mich nicht eher sicher, bis ich auf der Straße war, da hob ich meine Hände gegen Himmel, und rief mit Thränen: Ach Konrad! nun sind wir ganz verlassen! nun haben wir Niemanden als Gott und uns selbst! Aber Gott ist gnädiger als alle Geheimeräthe in ganz Europa, er will nur, daß man die Hände nicht in den Schooß lege. Wohlan, ich kann arbeiten, meine Mutter hat mich zu Fleiß und Sparsamkeit gewöhnt; ich bin Konrad's Weib, und will thun, was einem braven Weibe geziemt. Mit diesem Entschluß kam ich zurück in mein Dachkämmerchen, fiel auf meine Knie, und bat Gott nur um Gesundheit. Eine frohe Zuversicht erheiterte meine Seele, als ich so betete, ich stand auf, und fühlte mich muthig und stark, meinen Konrad ganz allein, ohne fremde Hilfe zu befreien. Ich schrieb

ihm, er müsse sich noch ein paar Jahre in Geduld fassen, mit dem Geheimenrath sei es nichts; aber er solle nur den Muth nicht verlieren, auf Gott und meine Liebe vertrauen, nicht mehr spielen, und wenn er durch Fleiß und Arbeit etwas ersparen könne, es fein zurücklegen, so wolle ich für das übrige schon Sorge tragen. Er antwortete mir, und versprach Alles Liebes und Gutes. Seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört, denn die Briefe kosten gar zu viel, und ich dachte immer, es sei doch besser, ihn selbst ein paar Tage früher wieder zu sehen, als das Geld für die todten Buchstaben zu verschleudern.

Flink und rasch fing ich nun an, meinen Vorsatz auszuführen. In zwei Jahren habe ich nie länger als vier Stunden des Nachts geschlafen; außer Kartoffeln, Salz und Brot ist kein Bissen über meine Zunge gegangen, und wie ein Trunk Bier schmeckt, habe ich längst vergessen. Freilich sind meine rothen Backen fort, und die Augen liegen mir tief im Kopfe; Konrad wird erschrecken, wenn er mich sieht, aber er wird auch erfahren, daß ich für ihn gearbeitet, für ihn den Schlaf entbehrt, und mich mit schlechter Kost beholfen; was gilt's, er wird mich noch eben so hübsch finden, als vor vier Jahren, und mir durch seine Liebe vergelten, was ich für ihn gelitten. Es ist wahr — seit einiger Zeit — ich habe es mir selber nicht gestehen mögen — meine Kräfte haben sehr abgenommen, und ich zitterte oft vor dem Gedanken, Gott werde mich auf's Krankenlager werfen, ehe ich die fünfzig Thaler vollends ver-

dienen könnte. Aber Gott hat mein kindliches Zutrauen belohnt, er hat mich nicht über meine Kräfte geprüft, seine Gnade sendet mir heute einen guten Engel, der all meiner Noth auf Einmal ein Ende macht.

Hier schwieg das gute Mädchen, und ein heißer Thränenstrom floß auf die wohlthätige Hand der Gräfin. Innig gerührt drückte diese ihren Mund auf Gretchens blasse Lippen, nahm Abschied von ihr, schrieb Konrad's Zunamen in ihr Taschenbuch, und versprach, ihn in seiner Werkstatt zu besuchen, wenn sie jemals wieder durch W** reise. So fanden und trennten sich zwei schöne verschwisterte Seelen. Die Gräfin stieg in ihren Wagen und rollte mit sechs Pferden davon. Das arme Gretchen flog in ihre Dachkammer, und war glücklicher als die reiche Gräfin.

Im Taumel ihrer Freude machte sie einige Stunden lang alles verkehrt, suchte emsig den Zwirn, der ihr vor der Nase lag, und griff nach der Schere, wenn sie die Nähnadel brauchte. Konrad! Konrad! war ihr einziger Gedanke. Ein Schmetterling verirrte sich in ihr Fenster: guter Schmetterling, leih mir deine Flügel! eine Schwalbe schwirrte vorbei: glückliche Schwalbe, du flatterst leicht über Berg und Thal! In wenig Stunden war sie reisefertig. Ein paar Hemden in ein Schnupftuch gebunden, die zweihundert Thaler in einem ledernen Beutelchen an die Tasche fest genäht, und baarfuß, die Schuhe in der Hand, so wanderte sie zum Thore hinaus. Munter und unermüdet durchstrich sie die Sandebenen, welche W** in einem

Umkreise von zwei Meilen umgeben. Sie hörte die Lerche singen, sie blickte empor, ihr Auge wurde naß, und plötzlich stimmte sie mit ein: wer nur den lieben Gott läßt walten!

Wohin Jüngferchen? rief ein wandernder Jude, der mit schnelleren Schritten die fromme Pilgerin eingeholt hatte. — Nach M—, versetzte Gretchen, nach M— an der Grenze; — Das ist sehr weit. — Das Himmelreich ist noch weiter, lächelte Gretchen, und man kömmt doch endlich auch dahin. — Freilich, wenn man so leicht zu tragen hat, wie Sie — und wenn man seinem Glücke entgegen geht! rief Gretchen frohes Muthes. — Ein Wort gab das andere, und ehe eine Viertelstunde verging, wußte der fragende Jude ihre ganze Geschichte. Er meinte vorhin, sagte die argwohnlose Seele, ich hätte leicht zu tragen? doch nicht so leicht als Er denkt. Hier in dieser Tasche sind zweihundert Thaler wohlgezählt, die Hälfte in Gold, die Hälfte in Silbermünze, die drücken mir ein wenig meine rechte Hüfte, aber wenn ich an Konrad denke, so fühle ich es nicht. — Wahrhaftig? zweihundert Thaler? das ist viel Geld, verliere Sie es nur nicht. — Sei Er unbesorgt, guter Freund, ich habe den Beutel festgenäht. — O dann hat es keine Gefahr.

Unter allerlei Gesprächen kamen sie in eine Herberge, wo Gretchen vor Müdigkeit nicht weiter konnte, sich ein Bund Stroh geben ließ, ihr Päckchen unter den Kopf legte, und, nachdem sie den Abendsegen gebetet, sanft und schnell

entschlummerte. Der Jude hatte sich mit einem Glase Branntwein an den Tisch gesetzt, und ihr versprochen, sie mit der ersten Morgendämmerung zu wecken. Aber die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie von selbst erwachte, und auf sich schalt, daß sie den schönen Morgen verschlafen, der sie in der Kühlung wenigstens schon eine Meile weiter geführt haben würde. Armes Mädchen! du wirst nicht weiter gehen! bemerkst du denn nicht, daß ein Unmensch, während du schliefst, dir deinen sauer erworbenen Schatz geraubt hat? — Mit einem lauten Schrei des Entsetzens fuhr Gretchen in die Höhe, als sie gewahr wurde, daß man ihr die ganze Tasche abgeschnitten, und sie wieder so arm sei als vor zwei Jahren. — Aermer noch! denn damals war sie doch reich an Muth und Hoffnung, jetzt trat Verzweiflung an die Stelle; damals milderten sanfte Thränen ihren Kummer, jetzt blieb ihr Auge trocken; damals vertraute sie auf einen gnädigen Gott, jetzt haderte sie mit einer ungerechten Vorsehung. Sie rannte wie unsinnig im Hause umher, und forderte kreischend ihren Beutel. Die hartherzige Wirthin spottete ihrer noch, und meinte, ein Jüngferchen, wie sie, das auf Stroh schlafe, und ein Schnupftuch mit ein paar Hemden unter den Kopf lege, könne wohl schwerlich eine so große Summe bei sich geführt haben. Wäre es aber doch geschehen, so könne das viele Geld unmöglich auf eine ehrliche Art erworben sein, und dann geschehe ihr schon Recht, wie gewonnen, so zerronnen, unrecht Gut gedeiht nicht. So plauderte das

Weib mit großer Geläufigkeit ihrer boshaften Zunge, und als das arme Gretchen nicht aufhörte zu jammern, schloß sie damit, daß sie das unglückliche Geschöpf aus dem Hause stieß.

Im Dorfe wohnte ein Gerichtshalter, an den wandte sich Gretchen, zeigte an, wie ihr der Jude auf der Landstraße begegnet, und wie sie ihm unvorsichtiger Weise entdeckt, welchen Schatz sie bei sich trage. Da er sich nun schon vor Tage aus dem Staube gemacht, ungeachtet er ihr versprochen sie zu wecken, so könne kein anderer der Dieb sein, als jener unbarmherzige Israelit. Der Gerichtshalter meinte dasselbe, nahm ein Protokoll darüber auf, fertigte einen Steckbrief aus, forderte drei Thaler acht Groschen Gebühren, und weil Gretchen keinen Heller in ihrem Vermögen hatte, so nahm er ihr die beiden Hemden und das Schnupftuch.

Bitterlich weinend wankte Gretchen durch das Dorf, um ärmer als jemals in ihre Geburtsstadt zurückzukehren. Als sie den Pfarrhof vorüberging, fiel ein böser Kettenhund sie an, und riß ihr auch ihren letzten Rock entzwei. Sie schrie; ein ehrwürdiger Greisenkopf zeigte sich an dem Fenster der Pfarrwohnung, rief dem Hunde zu, fragte mit sanfter Stimme das erschrockene Mädchen, ob sie Schaden genommen? und bat sie, herein zu treten. Die Pfarrfrau, ein altes gutherziges Mütterchen, kramte ihre besten Röcke hervor, um die Bosheit ihres Kettenhundes zu vergüten. Der Pfarrer brachte Gretchen ein Glas Pomeran-

zenwasser, und als er sah, daß sie den Tropfen, den sie herausnippte, durch eine Thräne wieder ersetzte, und daß weder sein freundliches Zureden, noch die schönen bunten Röcke seiner Frau, die Gemißhandelte trösten konnten; da fing er an zu muthmaßen, daß sie sich wohl noch mehr über böse Menschen als über böse Hunde zu beklagen haben möchte.

Er hat wohl Recht, guter Herr, wimmerte Gretchen, und erzählte ihre traurige Geschichte, und schloß mit dem Wunsche: möchte der böse Hund ein hungeriger Wolf gewesen sein, so hätte er, statt meines Rockes mich selbst zerrissen. Mit sanftem Ernst verwies der Greis ihr die Muthlosigkeit. Drei große Schätze, mein Kind, sind noch dein Eigenthum, um deren Besitz manche Fürstin mit dir tauschen würde: Liebe, Unschuld und Hoffnung! sie sind nicht in deiner Tasche festgenäht, sondern in dein Herz vergraben; weder Jude noch Christ vermag sie dir zu rauben. Wanke nicht in deinem Vertrauen auf Gott! er prüft und belohnt. Jakob mußte sieben Jahr um Rahel dienen, und als er am Ziel seiner Wünsche zu sein glaubte, gab man ihm Lea zum Weibe, die eine garstige Dirne war, und er mußte noch sieben andere Jahre hoffen und harren.

So wenig auch die sinnreiche Anwendung von Jakob's Ehestandsgeschichte Eindruck auf Gretchen machte, so wurde sie doch durch den herzlichen Ton, mit dem der Alte sprach, sanft bewegt; und als er endlich seinen Trost-

gründen noch sechs harte Thaler hinzufügte, mit der Versicherung: er würde gerne mehr geben, wenn er und seine armen Pfarrkinder es entbehren könnten, Gott werde aber seinen Segen auf dies Wenige legen; da kehrten Muth und Hoffnung in das kranke Herz zurück, sie küßte dankbarlich die Hand des edlen Greises, und beschloß, die mühsame Laufbahn von neuem zu beginnen. Der Pfarrer legte beim Abschied seine Hand auf ihre Stirn, und segnete sie mit Rührung. Das alte Mütterchen geleitete sie bis vor die Pforte, um des bösen Hundes willen, wie sie vorgab, eigentlich aber, um ihr noch einen Dukaten in die Hand zu drücken, von dem ihr Alter nichts wissen sollte. Nicht etwa sprach sie, als ob ich fürchtete, mein Alter möchte das nicht gut heißen; sondern die Rechte muß nicht wissen, was die Linke gibt.

Es war bereits Abend, als Gretchen ganz erschöpft wieder in ihrer Dachkammer anlagte. Weg war der heitere Muth, mit dem sie sie gestern verließ, leer der kleine hölzerne Kasten unter dem Bette, der ihre frohen Hoffnungen in sich schloß. Mit bitterer Wehmuth faltete sie die Hände: Konrad! Konrad! wenn du wüßtest — nein besser, ich verschweige dir mein Leiden! nur am Tage unsers Wiedersehens, wenn ich als Braut entzückt in deine Arme sinke, wenn du mich frägst: warum so blaß und mager, liebes Gretchen? dann sollst du erfahren, was der Geliebten möglich war! dann sollst du ahnen, was dein Weib zu thun im Stande sein würde.

Schluchzend warf sie sich auf das harte Lager, aus ihrem schon geschlossenen Auge quoll noch eine Thräne hervor, ein unruhiger Schlummer gab ihr keine Erquickung, schwerer Athem und Zuckungen verriethen quälende Träume, überall sah sie Diebe und Hunde, ein kalter Schweiß mattete sie ab, ihr eigenes Stöhnen weckte sie endlich. Ach! ein Fieber wühlte in ihren erschütterten Nerven, sie fühlte, daß sie das Bett nicht verlassen konnte. Das war der Augenblick, vor dem sie so lange gezittert hatte, und in welcher Lage überraschte sie dieser Augenblick! von allem entblößt, war das Geschenk des Pfarrers ihr ganzer Reichthum, der Grund, auf welchen sie ihre neuen Hoffnungen gebaut hatte; und diese harten Thaler, diesen Dukaten, sollte sie nun an Arzt und Apotheker hingeben, um ihr ein hoffnungsloses Dasein zu fristen? — Gutes Mädchen, hast du vergessen, daß der fromme Greis dir auch seinen Segen gab? Fasse Muth, dieser Segen fängt schon an, Früchte zu tragen. Ein edler Arzt, um dessen Herz die Gewohnheit, täglich die leidende Menschheit zu sehen, keine Rinde gezogen hatte — ein Arzt, wie Zimmermann, stolz gegen die Großen, und hilfreich gegen Verlassene — ein solcher nahm sich der Unglücklichen mit Wärme an, ihr Körper genäs durch seine Kunst, und ihre Seele durch seinen freundlichen Trost; auf seine Fürbitte wurden die Arzeneien ihr unentgeltlich gereicht, und als nun die völlig Genesene ihm mit niedergeschlagenen Blicken und zitternder Hand ihren einzigen Dukaten zur Vergeltung

anbot, da fügte er noch fünf andere hinzu, drückte der Sprachlosen lächelnd die Hand, und stieg mit einer Empfindung hinab, mit der nur Engel aufwärts steigen.

Freue dich Gretchen! der Sturm hat ausgewüthet; es folgt eine heitere Stille von dreien Jahren, durch Fleiß und Hoffnung zu Tagen verkürzt. Ja, noch drei Jahre arbeitete und sammelte das beharrende Mädchen, aß Kartoffeln und Brot, schlief nur wenige Stunden, und sah endlich mit Entzücken den kleinen hölzernen Kasten unter dem Bette wieder gefüllt. Wer malt die Empfindung, mit welcher sie den letzten Thaler zu hundertundneunundneunzigen legte! sie that es kniend, und ein nasser Blick dankte dem Himmel!

Froh geschäftig machte nun die liebende Pilgerin zum zweiten Male Anstalt zu ihrer Wanderschaft. Aber diesmal ging sie vorsichtiger zu Werke. Sie trug ihren kleinen Schatz zu einem Kaufmann, dem sie ihr voriges Unglück und ihre jetzigen Hoffnungen entdeckte, und der ihr für ihr Geld einen holländischen Wechsel gab. Dies kostbare Papier nähte sie fest an ihren Busenstreifen, und so ging sie leicht und wohlgemuth zum Thore hinaus. Sie wußte nicht, daß sie reicher war als sie glaubte, denn der Kaufmann, gerührt durch ihr Schicksal, und edel und wohlthätig wie Frege, hatte, ohne es ihr zu sagen, den Wechsel um fünfundzwanzig Thaler vermehrt.

Als sie von ferne das Dorf erblickte, wo sie vor drei Jahren so elend wurde, ward sie von einer unwillkürli-

chen Angst ergriffen. Schüchtern, als sei sie wieder in Gefahr, ihren mühsam errungenen Schatz einzubüssen, schlüpfte sie vor der Herberge vorbei, warf noch einen furchtsamen Blick auf die Wohnung des Gerichtshalters, und stand jetzt mit süßer Rührung vor dem Pfarrhofe. Lebt der ehrwürdige Greis noch? lebt die gute alte Mutter noch, deren Rechte nicht wußte, was die Linke gab? — Ach nein! sie sind beide gestorben! dort auf jenem Kirchhofe ruht ihre Asche. Gretchen suchte das einfache Kreuz, welches die Gräber der Gerechten bezeichnete, warf sich nieder, und bethaute mit dankbaren Thränen die hervorsprossenden Blumen.

Nachdem sie ihrem guten Herzen dies Verlangen gewährt hatte, setzte sie ihre Reise muthig fort. Kein Unfall traf sie unterwegs, die Schwülen an den Füßen achtete sie nicht. Nach einigen Wochen erklimmte sie den letzten Hügel, und plötzlich lag vor ihr im Thale die Grenzfestung M— mit ihren Thürmen und Bastionen. Ach! wie wurde ihr zu Muthe, als sie das Ziel ihrer Wanderschaft vor sich sah! hier lebt Konrad! hier werde ich ihn wiedersehen! hier den Lohn meiner Treue empfangen! von süßen Gefühlen überwältigt, sank sie auf der Spitze des Hügels unter einen Baum, und dankte dem Schöpfer, der ihr einen guten Engel zum Geleitsmann gegeben, und sie glücklich aus ihrer fernen Heimath bis in dies fremde Land geführt hatte. Mit neuen Kräften, von der Liebe beflügelt, eilte sie den Berg hinab, jede Schildwache auf den Wällen schien ihr

in der Ferne Konrad; jeder Blaurock, der ihr begegnete, erregte ihr ein heftiges Herzklopfen; einem Jeden hätte sie zurufen mögen: kennst du nicht meinen Konrad? bist du nicht ein Kamerad von ihm? o wie ungeduldig machten sie einige Krümmungen des Rheins, die sie immer wieder von ihrem Ziele entfernten, wenn sie schon vor den Thoren zu sein glaubte. Endlich gar noch eine Schiffbrücke! und zwar wurde sie eben erst vom diesseitigen Ufer abgestoßen. Gretchen läuft, schreit, man soll sie mitnehmen — zu spät! die Fährleute winken ihr gelassen zu, sie solle warten, bis die Brücke mit einer neuen Ladung vom jenseitigen Ufer zurückkommen werde.

Das erste Schiff erfand ein Liebender, aber gewiß nicht die erste Schiffbrücke. Wie das langsam dahin wogt; wie die Wasserfläche auf einer Seite unmerklich kleiner, auf der andern unmerklich größer wird; wie nun endlich mit einem heftigen Stoß, der selbst Liebende aus ihren Träumereien wecken kann, die Brücke das Ufer begrüßt; nun regt und bewegt sich Alles um hinüber zu kommen — halt! erst muß hier ein Strick umgewunden, und dort eine Kette befestigt werden. Jetzt steht der schwimmende Balkon sicher, aber nun passiren erst Pferde und Wagen, Ochsen und Esel, setzen die Beine furchtsam vorwärts, scheuen sich vor jeder Spalte, und wenn sie endlich zutreten, bespritzen sie die Umstehenden. Jetzt kommt die Reihe an die Fußgänger, die müssen erst sämmtlich ihre großen oder kleinen Beutel ziehen; der Eine empfängt einen Kratzfuß, weil er reichlich gab; der

Andere wird aufgehalten, weil er zu wenig bot. Geduld, liebes Gretchen! nun ist Alles berichtiget. Schon wallen die Uebergefahrenen rechts und links, und sehen sich eben so wenig nach der Brücke um, als eine Seele nach dem Körper, in welchem sie über den Strom des Lebens schiffte. Aber nun dauert es wenigstens eben so lange, ehe das Fahrzeug wieder beladen wird. Die Pferde, Ochsen und Esel vom jenseitigen Ufer sperren sich mit dem nämlichen Rechte wie ihre Brüder vom diesseitigen, und kaum ist Alles in Ordnung, kaum ist der Fährmann zum Abstoßen bereit, so läßt sich plötzlich noch ein Posthorn in der Ferne hören, eine Extrapost, die keine Zeit zu verlieren hat, ein junger Herr, der nach Hamburg reist, um Blanchard in die Luft steigen zu sehen, oder ein Spieler, der nach Pyrmont fährt, um den Narren die Beutel zu fegen. Geduld, liebes Gretchen! trage ohne Murren, wie jene Brücke, Alles was der Zufall dir aufbürdet. Stampfe nicht so mit deinen kleinen Füßen, das Gras spottet deines leichten Fußtrittes. Sieh, schon setzt sich die Brücke in schaukelnde Bewegung, immer kleiner und kleiner wird der Raum, der dich von ihr trennt. Horch, die Glocken in der Stadt schlagen neun Uhr, es ist noch früh am Tage, und schon bist du mitten auf dem Rheine. Glück zu! ein leichter Sprung, und du berührst das jenseitige Ufer. Nun hält dich nichts mehr auf, nun eile, schnellfüßiger als Atalanta, den offenen Thoren zu.

Bin ich endlich so nahe! rief Gretchen entzückt, aber wo werde ich ihn finden? welche Straße werde ich wählen?

welche Menschen befragen? Ach! wenn doch ein Zufall ihn mir entgegen führte! daß ich an den großen starren Augen mich ergetzen, daß ich auf offenem Markte um seinen Hals fallen, und ihm zuschluchzen könnte, ich bin dein treues Gretchen! — Himmel! wie groß die Stadt ist! wie sie sich rechts und links ausbreitet — wo soll ich ihn suchen! —

Von solchen Gedanken hin und her geworfen, war sie froh und ängstlich bis nahe an den Paradeplatz gekommen. Hier tönte Trommelschall in ihre Ohren, und sie sah in der Ferne eine Menge Gewehre blinken. — Sollte mein Konrad unter diesem Haufen sein? und wenn er nun gerade in Reih und Glied steht, indem er mich erblickt, wird er nicht das Gewehr wegwerfen und herausstürzen? wird dann ein böser Korporal oder Fähnrich ihn nicht d'rum strafen? — Sie kam immer näher und näher, und wurde gewahr, daß die Soldaten in zwei langen Reihen standen, und ein Unglücklicher mit blutendem Rücken zwischen ihnen durchlief. — Ach! ein armer Mensch, der Spißruthen läuft! wenn mein Konrad dabei ist, so blutet sein gutes Herz gewiß wie der Rücken, auf welchen er zuhauen muß. — Jetzt stand sie ganz dicht hinter den Reihen, der Anblick des blutigen Rückens verursachte ihr eine Uebelkeit — aber nun wandte sich der Unglückliche, sie sah in sein todtenblasses Gesicht, und sank mit einem lauten Schrei ohnmächtig zu Boden. Es war Konrad! Konrad, dem glücklicherweise Schmerz und Trommelschall Gretchens Geschrei unhörbar machten, und der, nachdem er seine Strafe überstanden hatte, selbst ohne Bewußtsein niederstürzte.

Das arme Gretchen war von den Umstehenden in eine nahe Mühle getragen worden. Dort erwachte sie langsam aus ihrem Todtenschlummer, und starrte mit fragenden Blicken die fremden Menschen um sich her an. Wo bin ich! war ihr erstes Wort. — Bei ehrlichen Leuten, sagte die Müllerin, und tröpfelte Lebensbalsam auf ein Stückchen Zucker. — Ist er todt? fragte Gretchens bebende Stimme. Ach nicht doch! versetzte ein lustiger Müllerbursch; sie haben ihm nur ein wenig das Fell aufgehauen, und es geschah ihm schon Recht. — Was hat er verbrochen? — Ei, er war mit einer lüderlichen Bettel davon gelaufen, ganz nahe an der Grenze erwischten ihn die Husaren. Von Rechtswegen hätte er hängen müssen, aber weil er sonst immer ein braver Kerl gewesen, und seine Offiziers ihn lieben, so ist er diesmal mit einem blauen Auge durchgeschlüpft.

Gretchen hörte die letzten Worte nicht mehr, neue Ohnmacht umschleierte ihre Sinne, aus welcher sie nur erwachte, um sich in bittern Thränen zu baden. Ist das der Lohn für meine Liebe und Treue! während ich Tag und Nacht für seine Befreiung arbeitete, während ich jeden Genuß und jede Bequemlichkeit des Lebens für ihn entbehrte, hing er sich an eine lüderliche Dirne und lief mit ihr davon! Ach Konrad! Konrad! wie wirst du mir in die Augen sehen können! wie wirst du es einst vor Gott verantworten! — Mit wankenden Schritten und roth geweinten Augen verließ das unglückliche Mädchen gegen Abend die Mühle, und irrte in der Stadt umher, bis sie die Hauptwache fand, wo

sie sich bei der Schildwache erkundigte, wohin man den bestraften Delinquenten gebracht habe? Nachdem der Befragte ihre züchtigen Ohren durch einige derbe Späße gequält hatte, erfuhr sie endlich, Konrad liege im Lazareth. Sie ließ sich den Weg dahin zeigen und näherte sich zitternd und heimlich schluchzend dem Aufenthalte ihres unwürdigen Geliebten. Die Thüren wurden aufgethan. Ach! welch ein Wiedersehen! wie verschieden von ihren süßen Träumen! Konrad lag auf einem Strohbund, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Gretchen trat hin zu ihm. Reden konnte sie nicht, sie weinte und streckte ihre Hand nach ihm aus. Konrad wandte sich: Jesus! wie geschicht mir! — Er wollte sich aufrichten, und sank sprachlos zurück. Gretchen weinte heftiger, kniete neben ihm nieder, ergriff seine Hand, und drückte sie an ihren Busen. Konrad starrte sie aus hohlen Augen an. Plötzlich zog er seine Hand zurück, verhüllte sein Gesicht, und heulte: o das schmerzt mehr als Spißruthen! — Gretchen faßte seine Hand auf's neue, sie erblickte den silbernen Ring an seinem Finger: Du hast doch meinen Ring noch, schluchzte sie. — Bist du gekommen ihn zurück zu fordern? nimm ihn, ich habe ihn nicht verdient! — Wenn du bereuen könntest! wenn du mich noch liebtest! — Wollte Gott, ich liebte dich nicht mehr! ich wäre ein ganzer, verstockter Bösewicht! so würde ich diese Höllenqual nicht empfinden! diese Scham, die mich zentnerschwer zu Boden drückt. — Ich verzeihe dir — Guter Engel! laß ab mich zu martern! — Ich komme dich loszukaufen. —

Ach mein Gott! — Fünf Jahre lang habe ich Tag und Nacht gearbeitet. — Du bringst mich um! — Endlich habe ich zweihundert Thaler zusammen gespart — Gerechter Gott! das halte ich nicht aus! — Der erschöpfte Jüngling sank ohnmächtig zurück auf das Stroh. Als er wieder zu sich kam, war seine Fantasie zerrüttet, ein heftiges Fieber durchwühlte seinen Körper, mit erloschenen Augen und brennenden Lippen lag er da, bald von Frost geschüttelt, bald von Glut verzehrt.

Neun Tage lang wich Gretchen nicht von seinem Lager, kein Schlaf kam in ihre von Thränen wundgebissenen Augen; nur aus ihren Händen empfing er jede Arznei; ihr ersparter Zehrpfennig verschaffte ihm die nöthigen Erquickungen. Nach neun Tagen hatte sie endlich die Freude, zum ersten Male wieder von ihm erkannt zu werden. — Kannst du mir verzeihen? stammelte er leise. — Ich habe dir verziehen! — rief sie mit einem Thränenstrom, und schloß ihn fest in ihre Arme. — Ich wurde verführt — eine böse, listige Dirne — Genug! genug! ich mache dir keine Vorwürfe. — Nun so helfe mir Gott zu meiner Gesundheit! daß ich, so lange ich lebe, ihm seine Gnade, und diesem edlen Mädchen seine Liebe danke! — Von Hoffnung belebt, durch redliche Entschlüsse gestärkt, gewann Konrad in Kurzem seine Kräfte wieder, und als er nun so weit war, daß die Geliebte glaubte, ihn ohne Gefahr allein lassen zu dürfen, da eilte sie zu seinem Hauptmann, eröffnete ihm ihr Anliegen, und zog den Wechsel aus ihrem Busen.

Ach! ein neues schreckliches Hinderniß! das Regiment hat Marschordre erhalten, ein wüthender Feind dringt überall über die Grenze des deutschen Reichs, der Hauptmann, so gern er wollte, darf keinen Soldaten entlassen, nicht einmal beurlauben; vielleicht, nach geendigtem Feldzug, aber jetzt, liebes Kind, forderst du das Unmögliche. Er muß mit fort, um die Horden der Barbaren von unsern Grenzen abzuhalten. — Ach Gott! vielleicht sein Blut zu vergießen! — für das deutsche Vaterland, versetzte der Hauptmann kaltblütig. — So darf ich wenigstens mit ihm ziehen? — Armes Mädchen, du mit deinem zarten Körperbau würdest die Beschwerlichkeiten eines Marsches nicht ertragen. — Gretchen lächelte, und machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: Guter Hauptmann, du weißt nicht, welche Beschwerlichkeiten ich schon für Konrad überstanden habe. — Und dann, fuhr der Hauptmann fort, du scheinst mir ein sittsames Mädchen, von rechtlichen Eltern; als was könntest du wohl mit ihm ziehen? — Als was? seltsame Frage! als sein Weib. — Auch das darf ich nicht erlauben. — Wie? — Ich kann ihm keinen Trauschein bewilligen. — Mein Gott! habe ich nicht immer gehört, ein braver Soldat müsse menschlich sein? und wie kann er das, wenn er nicht lieben darf? — Der Hauptmann lächelte. Deine Philosophie gefällt mir, und überzeugt mich, Hans Christoph von Z**, aber nicht mich, den Hauptmann. Du wirst gestehen, liebes Kind, daß jeder Soldat das nämliche Recht hat, herzkrank zu werden, wie dein Konrad;

nun denke dir dreißigtausend Weiber bei unserer Armee, und eine Jede so verliebt als dich, wahrlich! es würde nie zu einer Schlacht kommen. — Sie scherzen Herr Hauptmann, und mir blutet das Herz. — Es steht nicht in meiner Macht, dir zu helfen. — Aber ich darf doch mit ihm gehen? wenn auch nicht als sein Weib, doch als seine Schwester? — Wenn du dich dem Gespötte der ganzen Kompagnie Preis geben willst? — Immerhin, aber ich trenne mich nie wieder von Konrad. Gift schadet nur in offenen Wunden, und Spott nur der verletzten Tugend. Mein Herz ist rein, und so lang mein Gewissen mich frei spricht, möge die ganze Armee über mich spotten. — Braves Mädchen, du gefällst mir. Willst du bei einem Manne von fünfzig Jahren während des Feldzugs als Wäscherin dienen, so komm mit mir. Um desto sicherer werde ich sein, daß Konrad mir nicht zum zweiten Male desertirt.

Wer war froher als Gretchen! Der Handel wurde auf der Stelle geschlossen, und nie ist ein sittsameres Mädchen einer Armee gefolgt, als die reizende Wäscherin des Hauptmanns von Z**. Vergebens liebäugelte hier ein Lieutenant und witzelte dort ein Fähnrich; vergebens ward manche alte Marketenderin mit goldschweren Beuteln abgesandt, um die Tugend an die Wollust zu verkuppeln: Gretchen wußte Sterne und Ordenskreuze, und, was noch mehr ist, selbst ihren Geliebten in bescheidener Entfernung zu halten. Konrad beklagte sich zwar oft über diese Strenge, aber im Grunde beruhigte sie ihn doch, wenn er bedachte, daß

seine Braut dem Eigennutz nie verwilligen werde, was sie der Liebe versagte.

Hatte doch das arme Gretchen keine andere Freude als das Bewußtsein ihrer Unschuld, denn täglich und stündlich zitterte sie für das Leben des Geliebten. Wenn er auf dem Vorposten stand, wenn er zu irgend einer gefährlichen Expedition kommandirt wurde, oder wenn gar eine Schlacht geliefert werden sollte — ach! welche Angst stand das arme Mädchen aus! Bei jedem Schusse, den sie hörte, sah sie Konrad niedersinken, jeder Verwundete, der hinter die Fronte geführt wurde, schien ihr in der Ferne Konrad. Auf ihren Knien liegend und betend erwartete sie den Ausgang einer jeden Action, und wenn die Truppen siegreich zurückkehrten, wenn Konrad mit einem grünen Zweige am Hute ihr munter entgegen kam, dann dankte sie Gott mit einer Inbrunst, die nur Gefahr und Liebe einflößen.

Bis jetzt hatte ein schützender Engel den braven Konrad überall begleitet; um ihn und neben ihm stürzten seine Kameraden, er allein blieb unversehrt; immer kam er mit dem Zeugniß, daß er sich brav gehalten, und immer ohne Wunden zurück. Nach und nach wurde er so kühn, daß er zum Treffen ging wie zum Tanze, und unter den Augen seiner Obern manchen Lorbeer erfocht, den alle Zeitungen ausposaunt haben würden, wenn der Held nicht ein gemeiner Soldat gewesen wäre.

So verstrich der Sommer des Jahres 1791 bis in den Erntemonat. Damals war der Tod der fürchterliche Schnit-

ter, der manche unreife Aehre abmähte, und die Saaten mit Menschenblut düngte. Verschanzte Lager wurden erobert, Batterien wurden gestürmt. Muthig klimmte Konrad einem dieser Feuerschlünde entgegen, da sauste eine Kugel durch die Luft, nahm ihm den rechten Arm, und schleuderte den Körper hinab in den Graben. Da lag er hilflos, Leichen rollten auf ihn herab, andere Verstümmelte mischten ihr Aechzen mit dem seinigen, oben auf dem Hügel riefen seine Kameraden Victoria! er hörte es, befahl Gretchen und seine Seele Gott, und die Nacht des Todes umschleierte ihn. Heftig blutete die Wunde, mit jedem Tropfen verminderte sich die Kraft des Lebens, wenige Stunden noch, und er wäre nie aus diesem Schlummer erwacht.

Getrost, armer Konrad! schon sucht die Liebe deinen Leichnam. »Daß ich ihn wenigstens begrabe!« schrie Gretchen fürchterlich, auf dem Schlachtfelde herumirrend, und nicht achtend der Kanonenkugeln, die der nahe Feind noch immer herübersandte. Haar und Halstuch flatterten in den Wind, ihre Schuhe waren verloren, Kiesel und Dornen durchstachen ihre Füße. So wankte sie unter den Leichen umher, kreischte den Namen des Geliebten, suchte seinen Körper mit ängstlichen Blicken, und bebte ihn zu finden.

Endlich fand sie ihn leblos unter aufgethürmten Leichen, sie zog ihn hervor, sie wusch die Wunde mit ihren Thränen, sie entblößte ihren Busen und wickelte das Halstuch um den verstümmelten Arm. Aber wie den Verwun-

deten fortschleppen? keine Hilfe — keine Menschen — keine Tragbahre — wozu das Alles? Angst und Liebe geben Riesenkräfte, sie ladet ihn auf ihre Schultern, und trägt athemlos die geliebte Bürde in das Feldlazareth. Kaum ist sie vor dem Wundarzt angelangt, kaum hat sie eine Bitte um schleunige Hilfe gestammelt, so sinkt sie erschöpft zu Boden, und erst nach mehreren Stunden kehren Wärme und Leben in den liebevollen Busen zurück.

Es war im Sommer des Jahres 1793, als die Gräfin P** abermals durch W** reiste, sich der interessanten Spitzenwäscherin erinnerte, ihr Taschenbuch hervorzog, und die Wirthin fragte: wo der Tischler Konrad Braun wohne? — Tischler? versetzte die Wirthin, gewesen! Der arme Schelm wird in seinem Leben keinen Hobel wieder anrühren. — Wie so? — Je, du mein Gott! weil er nur einen Arm hat, den andern haben ihm die heidnischen Franzosen abgeschossen. — Wovon lebt er denn? — Von dem Fleiße seiner Frau, und von einer kleinen Pension, die ihm der König gibt. Davon würde er aber nicht fett werden, wenn das brave Weib nicht thäte. — Hat er die Spitzenwäscherin geheirathet? — Die Spitzenwäscherin? ja — aber woher kennen Ihro Gnaden — doch es ist ja wahr, ich besinne mich, sie hat vor fünf Jahren Spitzen vor Ihro Gnaden gewaschen. Nun, sie wäscht noch immer, wenn Sie ihr etwas zu verdienen geben wollen. — Das will ich, sagte die Gräfin, wo wohnt sie. — Ich werde

sogleich zu ihr schicken. — Nein, ich will selbst hingehen. — Ach, Ihro Gnaden wollen sich bemühen in eine schmutzige Gasse, ein kleines niedriges Haus — Das hat nichts zu bedeuten, lasse Sie mir nur vom Hausknecht den Weg zeigen.

In wenig Minuten stand die Gräfin vor Gretchens Hausthür. Es wurde angeklopft, ein schöner junger Mann mit Einem Arm that ihr auf. Er zog die Mütze ab, und nöthigte sie hereinzutreten. Da saß Gretchen mit einem kleinen Engel an der Brust, in dessen Anschauen sie so vertieft war, daß sie die Ankunft einer Fremden nicht einmal gleich bemerkte. Als sie nun aber die Augen aufhub, und ihre Wohlthäterin erblickte, Himmel! welche Freude glänzte auf ihrem Gesichte! Das ist sie! das ist sie! rief sie ihrem Manne zu, das ist die gute Frau, von der ich dir so oft erzählt habe! und flugs legte sie das Kind in die Wiege, ergriff die Hand der gerührten Gräfin, drückte sie feurig an ihre Lippen, bat sie, sich in den Großvaterstuhl zu setzen, wollte frische Milch holen oder Kaffee machen, rannte im frohen Taumel hin und her, griff bald nach diesem, bald nach jenem, und rief immer dazwischen: ich wußte wohl, daß sie uns nicht vergessen würde! habe ich es nicht immer gesagt? sie hat sich deinen Namen aufgeschrieben, sie wird uns noch einmal besuchen, ehe wir es uns versehen.

Der Mann stand und wischte sich mit seiner Mütze die Thränen aus den Augen. Könnte ich doch meine Hände falten, sprach er, und zu Gott für sie beten.

Wie ist Er denn um seinen Arm gekommen, guter Mann? — Je, die Franzosen haben mir ihn weggeschossen. — Mich dünkt, Gretchen, es war Anno 88, als wir uns zum letzten Male sahen, und damals standest du im Begriff, deinen Konrad zu holen; aber damals hatten wir noch nicht Krieg? — Ja, gnädige Frau, versetzte Gretchen, der Mensch denkt es, Gott lenkt es. Freilich wollte ich ihn holen, aber der böse Jude, den ich nicht verdammen will — ach! ohne ihn hätte mein Konrad seine gesunden Gliedmaßen behalten! ohne ihn wäre ich drei und ein halbes Jahr früher das glücklichste Weib geworden!

Nun hub sie an zu erzählen von dem schönen Tage, an welchem die gnädige Frau sie so großmüthig beschenkt, bis zu dem, an welchem eine unglückliche Kartätsche ihren Konrad verstümmelte; wie er damals drei Monate im Lazareth gelegen, und sie nicht von seiner Seite gewichen, bis ihm Gott geholfen — — Ja, sagte der Mann, Gott und du! ohne dich wäre ich hilflos gestorben, wie so mancher andere brave Kerl — »Stille!« — Nein, nicht stille. Du warst selbst krank, konntest dich kaum auf den Beinen halten, und doch kamst du nicht von meinem Bette, brachtest in drei Monaten die Kleider nicht vom Leibe — »Stille!« — Nein, nicht stille. Wer war es, der den Feldscheer dafür bezahlte, daß er mich sorgsamer abwartete als die übrigen? und mit welchem sauer erworbenen Gelde? und hatte ich das wohl verdient? ich, der ich — »Stille, lieber Konrad!« — Warum denn

stille? warum soll es die gnädige Frau nicht wissen, daß ich mich schwer an dir versündigt hatte? weiß es doch unser Herr Gott! und strafte mich dafür von Rechtswegen, der Arm ging mit einer Kanonenkugel auf Reisen, und der silberne Ring, den ich an der rechten Hand trug, ging mit zum Teufel, das thut mir fast eben so leid als mein Arm. — »Habe ich dir nicht einen goldenen dafür geschenkt?« — Nun freilich, du hast mir mehr geschenkt als das, Leben und Gesundheit, Nahrung und Freude. Wenn du nicht wärest, wo sollte ich denn den Bissen Brot — »Stille doch, lieber Konrad!« — Nein, nicht stille! der König gibt mir freilich eine kleine Pension, aber was will das sagen? Alles ist theuer, arbeiten kann ich nicht, es würde verzweifelt knapp hergehen, wenn das brave Weib nicht mit der frühen Morgensonne am Nährahmen säße, oder am Waschfasse stünde — »Nun ist's genug, lieber Mann. Hast du mich denn jemals klagen hören? habe ich dir nicht immer gesagt: Freud' und Leid, wie der Pfarrer spricht, soll man in der Ehe mit einander tragen. Uns aber schickte Gott das Leiden vor der Trauung zu, nachher haben wir noch keine böse Stunde mit einander gehabt. Viel Arbeit? desto besser! Arbeit macht gesund und froh, und wenn man vollends für den Geliebten arbeitet, o dann geht es flink von der Hand! freilich, nun der kleine Schreihals dazu gekommen ist, so wird es mir zuweilen ein wenig sauer; aber der kleine Schreihals schreit doch nicht immer, er lächelt auch zuweilen, — sieh' nur, jetzt eben — o dann ist Alles vergessen!« —

Die Gräfin genoß einen unaussprechlich süßen Augenblick. Sanfte Thränen der Rührung schlichen sich über ihre Wangen, und benetzten den Busen, der von Menschenliebe wallte. »Ich muß mich schämen, liebes Gretchen,« sagte sie, »daß ich schon so lange in deiner Schuld bin.« — In meiner Schuld, gnädige Frau? — »Als ich vor fünf Jahren dir ein kleines Geschenk mit dem ausdrücklichen Versprechen machte, dir, so lange du lebst, jährlich eben so viel zum Behuf deiner Wirthschaft zu schicken —« — Wie gnädige Frau? das hätten Sie versprochen? — »Du bist sehr großmüthig, daß du dich stellst, als habest du es vergessen. Leider vergaß ich es selbst unter dem Gewühl von Zerstreuungen; aber heute, als ich die Thürme von W** erblickte, erinnerte ich mich dessen. Versprechen macht Schuld, Wort muß man halten, und ich werde in Zukunft nie wieder so saumselig sein. Hier sind —«

Mein Gott! gnädige Frau! Sie haben mir nichts versprochen. — »Frage nur meine Kammerjungfer, sie war Zeuge davon, aber du warst damals so ganz mit deinem Konrad beschäftigt, daß du d'rüber nur halb hörtest. Hier sind also für's Erste zweihundert und fünfzig Thaler alte Schuld. Meine Saumseligkeit hat doch etwas Gutes gestiftet, ihr habt das Geld nun auf Einmal beisammen, und könnt es auf Zinsen legen. Hier ist auch die Rente für dieses Jahr, und sobald ich nach Hause komme, will ich euch ein Instrument darüber schicken, damit ihr, wenn ich etwa sterben sollte —«

Konrad und sein Weib hörten und sahen nicht mehr. Sie lachten und weinten, sie stammelten und beteten; Gretchen riß das Kind aus der Wiege, hing sich damit an die Knie der Gräfin, der Mann streckte seinen einen Arm gegen Himmel — es war ein Schauspiel für Engel von verschwisterten Engelseelen dargestellt. Die fein und starkfühlende Gräfin konnte es nicht länger ertragen. Sie schlüpfte behende aus der Thür, Mann und Weib eben so behende hinter ihr drein. Mit holder Scham rosenfarb übergossen flog sie über die Straße, Segenswünsche schallten hinter ihr her, die Vorübergehenden blieben stehen, und gafften, der wohlthätige Flüchtling schlug bescheiden die Augen nieder, und als sie sich endlich in Sicherheit glaubte, drückte sie dem Hausknecht einen Gulden in die Hand, damit er niemanden sagen solle, was er gesehen.

Herrliches Weib! hier steht deine Büste vor mir. Ich lege die Feder nieder und umarme den kalten Stein. Vergib! vergib einem Herzen, das dich liebt und bewundert, wenn es, uneingedenk deiner bescheidenen Bitte, diesen Zug deines Edelmuths der Welt bekannt machte. Heil dir und dem guten Gretchen! das mit der Schwärmerei einer Romanheldin den Ernst einer treuen Gattin verband; die schönsten Frühlingsjahre der Liebe aufopferte, und endlich sogar dem Ungetreuen vergab. Das hätte kein Mann gethan! Nein, so liebt kein Mann!



Ninon's Ketzereien in der Liebe.

Kontraste ergetzen. Was die Natur in einem liebenden Herzen wirkt, hat Gretchens rührendes Beispiel gezeigt. Jetzt will ich aus den Briefen der Ninon de Lenclos, der größten Künstlerin in der Liebe, die Bemerkungen ausheben, welche eine lange Erfahrung sie machen lehrte. Sie hat die Liebe studirt; sie hat, um mich eines unedlen Gleichnisses zu bedienen, die Speisen mit Gewürzen überladen, und dadurch den Geschmack für gute, gesunde Kost verloren. Wer über die Liebe nachdenkt, der liebt nicht mehr. Wer den Horaz, statt ihn zu lesen, erklären kann, der hat nur Gefühl für die Kunst. Man muß das Schöne empfinden, ohne zu wissen, warum es schön ist. Doch Ninon plaudert angenehm, und für die Welt, wie sie nun einmal ist, sagt sie viel treffendes und wahres. Der Umgang dieser Aspasia muß unaussprechlich reizend gewesen sein, und gern unterschreibe ich St. Evremond's Lob:

Mehr als Schönheit, mehr als Jugend,
Gab dir Ninon die Natur,
Eines Kato strenge Tugend,
Und die Wollust eines Epikur.

Das Herz vereint und paart so viele gegenfüßlerische Dinge, daß, wer sich damit abgibt, es zu schildern, nothwendig oft in Widersprüche fällt; man glaubt es zu er-

haschen, und umarmt einen Schatten. Das Herz ist ein wahres Chamäleon, besieh es von dieser Seite, betrachte es von jener, du wirst immer eine andere Farbe erblicken.

Liebe setzt das Herz in Bewegung, wie den Körper die Wärme. Lieben heißt den Wunsch der Natur erfüllen, heißt, mit einem Worte — ein Bedürfniß befriedigen. Aber hüte dich, dies Gefühl in Leidenschaft übergehen zu lassen. Gern würde ich auf die Liebe anwenden, was man von dem Gelde sagt: ein vortrefflicher Bedienter, aber ein schlechter Herr. Soll sie dich nicht beherrschen, so vermeide den Umgang der sogenannten achtungswerthen Weiber, und wähle solche, die angenehm unterhalten ohne gründlichen Ernst. Im Jünglingsalter muß man in einem reizenden Weibe keinen Freund, sondern nur eine Geliebte suchen. Der Umgang mit Weibern von heldenmüthigen Grundsätzen, oder mit solchen, welche die Verwüstungen der Zeit nöthigen, nur noch durch Eigenschaften zu glänzen, ist sehr gut für einen Mann, der so wie sie selbst, auf dem Rückwege ist; für den Jüngling aber sind sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine zu gute Gesellschaft. Reichthümer brauchen wir nur nach Maßgabe unserer Bedürfnisse. Wähle daher eine liebenswürdige Gestalt, Sanftmuth, immer frohe Laune, Geschmack in geselligen Freuden; wähle eine, die vor einer Herzensangelegenheit nicht erschrickt. Willst du mehr, so suche dir einen Freund. Brauche jedes Ding, wozu es geschaffen wurde.

Liebe wird nur gefährlich durch die erhabene Idee, welche man sich zuweilen von ihr macht. Leidenschaft ist nur ein blinder Instinkt, der gerade auf diesen Gegenstand fällt, ohne daß man sagen kann warum? Wird Liebe durch Freundschaft und Vernunft geleitet, so ist sie keine Leidenschaft mehr, sondern eine zwar warme, aber ruhige Hochachtung. Wandelst du hingegen in den Fußtapfen der alten Romanhelden, schwebst du in den Wolken; so wird die Liebe eine traurige, oft eine fürchterliche Narrheit, ein wahrer Fanatismus. Wo Vernunft oder Enthusiasmus eine Herzensangelegenheit bilden, da ist die Liebe ein fades Unding oder eine wilde Schwärmerei. Fliehe beides!

Die Chimären der Vernunft sind Schaumünzen, im Handel und Wandel gelten sie nicht.

Eine Geliebte, die Hochachtung verdient, würde eine vortreffliche Gattin werden, du würdest sehr viel Ehrfurcht für sie haben; aber sehnsuchtsvolle Zärtlichkeit — ganz und gar nicht. Eine Frau von solchen Verdiensten macht dich allzuklein in deinen eigenen Augen; du bist gezwungen sie hoch zu schätzen, vielleicht gar zu bewundern — gute Nacht Liebe! So viele Tugend ist ein Verweis für dich, eine überlästige Kritik deiner Schwachheiten, sie empört deinen Stolz, und wird der Stolz empört — gute Nacht Liebe! — Man hat es tausendmal wiederholt: wer unsere Leidenschaften zerstören würde, der würde uns selbst vernichten. Nur ordnen muß man sie. Sie sind Gift, das unter den Händen eines geschickten Arztes zum wohlthätigen Heilmittel wird.

Eine unerwartete Laune, ein Eigensinn in bester Form, eine Zänkerei vom Zaun gebrochen, machen oft mehr Wirkung auf die Männer, und fesseln sie sicherer, als die vernünftigste Vernunft. La Bruyere sagte einmal zu mir: der weibliche Eigensinn sei gewöhnlich mit der Schönheit verbunden, um ihr Gegengift zu sein. Das ist nicht wahr. Der Eigensinn im Gegentheil belebt die Schönheit. Nichts ist kälter als Bewunderung. Man gewöhnt sich so leicht an die schönsten Züge, wenn nicht ein wenig Bosheit und Laune diesen Zügen Leben und Wärme mittheilen. Eine Frau von immer gleicher Gemüthsart macht Langeweile, sie ist eine Statue, man hat immer Recht mit ihr, sie raubt einem die Freiheit zu zanken, und diese Freiheit ist oft ein großes Vergnügen. Launen sind das Salz der Liebe, ohne Salz verdirbt alles. Unruhe, Eifersucht, Zänkereien, Aussöhnungen, kleine Empfindlichkeiten, das sind die Nahrungsmittel der Liebe. Sie ist ein verzogenes Kind, von dem man sich doch nicht trennen kann. Sie ist nie stärker, als wenn man in der Hitze eines Streites im Begriff steht, ganz zu brechen. Sturm und Ungewitter sind ihr Element, alles an ihr ist krampfhaft. Will man ihr Diät vorschreiben, so zehrt sie ab — sie stirbt.

Wenn die Liebe eine Frau zuweilen wild und ungerecht macht, welcher feinfühlende Liebhaber wird sich darüber beklagen? Beweisen solche Ausschweifungen nicht die Stärke der Leidenschaft? Wer sich immer fein ordentlich in seinen Grenzen halten kann, der ist sehr mittelmäßig

verliebt. Dergleichen Aufwallungen in dem geliebten Gegenstande, verschaffen doch immer ein geheimes Vergnügen. Man beklagt sich, und mitten unter Klagen fühlt man mit Entzücken, wie heftig man geliebt wird.

* * *

Es ist ein abgedroschener Grundsatz, wenn man behauptet: die Liebe lasse sich nicht gebieten. Weiber rechtfertigen dadurch ihre Schwachheiten; freilich müssen sie doch etwas haben, woran sie sich halten können. Sie gleichen dem Edelmann, von welchem Montaigne erzählt, daß, so oft das Podagra ihn quälte, er seinen Schmerz milderte, indem er auf den Schinken fluchte, den er gegessen. — Liebe ist Sympathie — man ist nicht Meister seines Herzens u. s. w. Das sind Gründe, die man gar nicht widerlegen darf, man würde sich die ganze Welt auf die Schultern laden. Und woher kommt es, daß diese Gemeinsprüche so viele Vertheidiger finden? weil Jedermann dabei interessirt ist, daß es so und nicht anders sei; denn haben wir einen dummen Streich gemacht; so trösten wir uns damit, daß ein unwiderstehliches Verhängniß uns dazu gezwungen hat. La Fontaine sagt sehr treffend:

Das Gute thun wir selbst, das Böse die Natur,
Wir haben immer Recht, Unrecht das Schicksal nur.

Ich bin nicht jener Meinung. Liebe ist unwillkürlich zugestanden; das heißt: den ersten Eindruck können wir nicht vermeiden. Aber diesen ersten Eindruck zu schwächen, ja ganz zu vertilgen, das halte ich für sehr möglich. Flucht,

Zeit und Abwesenheit sind Hilfsmittel, denen keine Leidenschaft in die Länge widersteht. Stark ist die Liebe nur durch unsere eigene Schwäche. Aber gewöhnlich scheinen uns die Schwierigkeiten so groß, daß wir nicht den Muth haben, nach dem Siege zu ringen. Wenn es daher gleich keine unbezwingbare Neigung in der Natur gibt, so gestehe ich doch gern, daß nur sehr wenige bezwungen werden, weil man sie nicht zu bekämpfen versucht.

* * *

»Wissen Sie auch,« so sprach ich eines Tages zu der Frau von**, »daß es Ihrem Geschmack keine Ehre macht, den Marquis * dem Chevalier * aufgeopfert zu haben? Die Welt schließt von dem Gegenstande unserer Neigung auf uns selbst, und die Vorzüge des Marquis sind so auffallend —« »Ich weiß es« versetzte sie; »aber eben diese Vorzüge gaben ihm so viele Rechte über mich, und flößten ihm so viel Vertrauen auf sich selbst ein, daß mein Stolz beleidigt wurde. Und dann beunruhigte mich unaufhörlich jedes hübsche Weib? Bei einem allzuliebenswürdigen Manne muß man immer Schildwach stehen, immer Wer da! rufen. Zu zärtlich um nicht eifersüchtig zu sein, und doch zu stolz um es merken zu lassen, war ich beständig in einem gewaltsamen Zustande; ich durfte mir nicht die kleinste Koketterie oder Laune verstatten. Gerade in einem Augenblicke, als ich diesen Zwang am drückendsten fühlte, bot sich der Chevalier mir an, und steht er gleich seinem Nebenbuhler weit nach, so ist es doch kein kleines

Verdienst, daß man mit ihm ungestraft Unrecht haben darf."
— So erklärte sich Frau von **, und so machen es fast alle Weiber, wenn sie es auch nicht ausdrücklich erklären. Ich behaupte, daß sie nicht eher wählen, bis sie sorgfältig untersucht und verglichen haben, welche Vortheile oder Nachtheile sie bei der Wahl dieses oder jenes Gegenstandes finden werden; eine Berechnung, die oft die Eigenliebe macht, ohne daß wir selbst davon wissen. Im Galanteriehandel haben beide Geschlechter immer eine offene Rechnung unter sich, jedes calculirt seinen Einsatz, und keines macht sich eher zu etwas anheischig, bis es weiß warum, und — aufrichtig gesagt — bis es Hoffnung hat, das andere zu betrügen.

* * *

O ihr Männer! mit all eurer Gründlichkeit, Gelehrsamkeit, Vernunft, und was weiß ich! seid ihr die hochachtungswürdigsten und beklagenswürdigsten Geschöpfe von der Welt. Spart Alles das auf für den Umgang mit Männern, wo dergleichen seinen Werth hat; unter uns hingegen, vertauscht es gegen leichte Annehmlichkeiten. Das ist die einzige Münze, die unter uns gilt; und hütet euch zu sagen, es sei falsche Münze. Will man zufrieden unter einem Volke leben, so muß man seine Sitten, auch zuweilen seine Albernheiten annehmen. Die Weiber gefallen durch eine reizende Gestalt und liebenswürdige Eigenschaften, und sie verlangen, daß man eben dadurch auch ihnen gefalle. Was sollen sie mit der geometrischen Gründlichkeit eures Geistes

anfangen? Sie fürchten euch; der Zwang, den sie sich anthun, verbannt den leichten Frohsinn, den sie zeigen, wenn man sich zu ihnen herabläßt. Wie dürfen sie es wagen, in den Augen eines Menschen liebenswürdig zu scheinen, der sie kaltblütig beobachtet? der sich nicht hingibt? der nichts zu ihrem Vergnügen beiträgt? Die liebe Vernunft macht den nämlichen Eindruck auf sie, den ein kalter Wind auf einen Menschen macht, welcher plötzlich aus einem warmen Zimmer tritt: sie zieht die Poren des Herzens zusammen, es kann sich nicht mehr ergießen. Gründliche Eigenschaften sind Goldstücke, aber im Handel und Wandel braucht man kleine Münze.

Es gibt Völker, welche statt der Metalle nur Muscheln gebrauchen. Sind jene Nationen nicht eben so reich, als wir mit allen Schätzen der neuen Welt? Metall und Muscheln erhalten ihren Werth nur durch Uebereinkunft; und was liegt daran, ob man sich des Einen oder der Andern bedient? wenn nur der Handel blüht. So auch in der Liebe, die Weiber wollen eure kostbaren Metalle nicht, sie wollen Muscheln. Ei so gebt ihnen Muscheln!

* * *

Beständigkeit! ist auch ein großes Modewort, aber nur in dem Munde solcher Männer, die ihre eigene Mittelmäßigkeit fühlen. Es ist ihnen gelungen, eine hübsche Frau zu fesseln, sie verzweifeln daran, auch einer Andern zu gefallen, und um den sauer errungenen Schatz nicht wieder zu verlieren, was thun sie? sie machen die Bestän-

digkeit zu einer erhabenen Tugend! die Unbeständigkeit zu einem entehrenden Verbrechen! und schwatzen so lange davon, bis endlich eine falsche Scham die Geliebte auf ewig an sie kettet. Aber liebenswürdige Menschen sind Effekten, die der Gesellschaft zugehören, ihre Bestimmung ist zu zirkuliren, und das Glück Mehrerer zu schaffen. Der Beständige ist eben so strafwürdig als der Geizhals, der ihm oft unnütze Reichthümer im Kasten verschließt, indessen Andere sie vortrefflich benutzen würden. Selten hört eine Leidenschaft von beiden Theilen zu gleicher Zeit auf; ist Beständigkeit dann nicht ein wahres Unglück? ist sie nicht gleich jenem Tirannen des Alterthums, der einen lebendigen Menschen mit einer Leiche zusammenbinden, und so langsam dahin sterben ließ? — Der Liebe treu sein, heißt für die Fortdauer seiner Freuden sorgen; der Geliebten treu sein, heißt langsam verschmachten, und sie zwingen, Tugenden zu heucheln, die sie nicht besitzt, oder ewig zu weinen, daß sie ihr nicht zu Theil wurden.

* * *

Es ist mit den Krankheiten des Herzens wie mit denen des Körpers, es gibt wirkliche und eingebildete. Nicht immer fesselt Liebe an ein Weib. Gleichheit des Geschmacks und der Neigungen, die Gewohnheit sich zu sehen, das Fliehen vor sich selbst, das Bedürfniß, eine Herzensangelegenheit zu spinnen, der Wunsch zu gefallen, die Hoffnung, es werde gelingen, und hundert andere Ursachen, die einer Leidenschaft nicht im Geringsten ähnlich sehen; man nimmt

das für Liebe, und die Weiber selbst sind die Ersten, den Irrthum zu bestärken, denn ihre Eitelkeit ist geschmeichelt, und sie untersuchen selten, warum man ihnen den Vorzug gibt. Auch thun sie wohl daran, denn sie würden fast immer bei der Untersuchung verlieren.

Die Liebe ist eine Leidenschaft, welche durch sich selbst weder gut noch böse ist, sie wird nur gut oder böse durch die Gegenstände, auf welche sie wirkt. Zugestehen muß man ihr aber einen mächtigen Vortheil, nämlich den, daß sie unsere Lage verändert, und in Bewegung setzt, und dadurch einem unserer dringendsten Bedürfnisse abhilft. Einförmigkeit drückt uns zu Boden, Langeweile ist Gift; für Bewegung ward das Herz geschaffen, und was wäre unser Frühling ohne Liebe? ein Pflanzenleben. Die Liebe ist dem Herzen, was die Winde dem Meere. Wahr ist es, sie erregen oft Sturm, verursachen wohl gar Schiffbrüche; aber sie allein machen auch das Meer schiffbar, ein guter Steuermann muß sich zu helfen wissen. — Uebrigens wäre die Untersuchung, ob es dienlich oder undienlich sei sich zu verlieben? eine eben so große Thorheit, als die Frage: ob man Durst haben dürfe oder nicht? Soll man aller Welt das Trinken verbieten, weil es Leute gibt, die sich besaufen?

Wenn mir ein Mensch allzuviel von der Größe seiner Leidenschaft vorschwatzt, so kommt er mir vor wie Einer, der einen großen Verlust erlitten, und der es um seiner Ehre willen für nothwendig hält, einen unmäßigen Schmerz zu zeigen. Er fühlt die Trostgründe besser als irgend Je-

mand, aber er findet Wollust in seinen Thränen, es macht ihm Vergnügen zu glauben, und zehn Andere glauben zu lassen, daß sein Herz fähig ist, eine schöne Empfindung zu übertreiben, und dieser Gedanke rührt und erweicht ihn noch mehr; er schafft sich einen Götzen, dem er endlich aus Gewohnheit räuchert. So gelangen auch die Liebhaber endlich zu einem verliebten Fanatismus, und beharren um so hartnäckiger dabei, weil es ihr eigenes Geschöpf ist. Es dünkt sie schändlich, zum gemeinen Menschenverstande herabzusteigen, und zu werden wie andere sündige Menschen. Welche Thorheit, die Liebe mit Würde zu behandeln! ehrsamen Anstand von einem Kinde verlangen, heißt das nicht ihm alle seine Grazie rauben? — Gott sei Dank! die Zeiten der riesenmäßigen Leidenschaften sind vorbei. Die fest gegründetesten Meinungen, die natürlichste und edelste Art zu denken, verschwinden aus der Welt wie eine Mode, so bald man sie lächerlich macht.

Der Himmel weiß, durch welchen Widerspruch die Menschen einen wechselseitigen Hang beider Geschlechter zu einander mit Schande belegt haben. Indessen fühlte man doch, daß man die Stimme der Natur unmöglich ganz ersticken könne. Wie zog man sich aus dieser Verlegenheit? man pflanzte eine geistige Liebe an die Stelle eines demüthigenden Bedürfnisses; man gewöhnte sich an tausend kleine nichts bedeutende Dinge, die eine erhitzte Einbildungskraft endlich für das Wesen der Liebe nahm; Dinge, die nur erfunden wurden, um ihre vorgebliche Ungestaltheit

zu verhüllen. Immer glauben zwei Verliebte im Anfang, von den zartesten Gesinnungen beseelt zu sein. Sie erschöpfen alle Spitzfindigkeiten der Metaphysik, sie sind trunken davon. Aber bald behauptet die Natur ihre Rechte, die befriedigte Eitelkeit schweigt, das Herz redet, begehrt laut, und mit aller Verachtung der Wollust sehen sich die guten Menschen plötzlich eines Tages nach vielen Umschweifen auf dem nämlichen Punkt, wo ein ehrlicher Bauer seine Liebesgeschichte anfing.

Einer entstehenden Liebe scheint Alles von Wichtigkeit. Die Hoffnung der geringsten Gunstbezeigung würde ein schweres Verbrechen sein; nur zitternd erlaubt man sich die unschuldigste Liebkosung. Ein Liebhaber begehrt anfangs gar nichts, oder doch nur so wenig, daß eine Frau sich in ihrem Gewissen verbunden glaubt, ihm seine edle Uneigennützigkeit recht hoch anzurechnen. Um irgend eine Kleinigkeit zu erlangen, betheuert er, nie mehr begehren zu wollen, und mitten unter diesen Betheuerungen schreitet er vorwärts, wird vertraulicher. Ein Handkuß zum Beispiel, mein Gott, wer wird das einem Manne versagen, mit dem man täglich umgeht? aber was heute von so geringer Bedeutung schien, verbunden mit dem, was man gestern bewilligte, wird endlich sehr bedeutend in Vergleichung mit dem, was man den ersten Tag gewährte. Eine Frau, durch die Bescheidenheit ihres Liebhabers sicher gemacht, wird die unmerkliche Aufstufung ihrer Schwachheit nicht gewahr. Er betrug sich ja anfangs mit so vieler Schonung, er zeigte so

viel Ehrfurcht selbst dann, wenn er im Begriff stand, sich zu vergessen, wie könnte sie Mißtrauen in ihn setzen? Auch war sie ja ganz Meister über sich selbst; die Kleinigkeiten, die er begehrte, wurden ihr so leicht abzuschlagen, wie viel mehr wird sie bei wichtigeren Bitten sich stark zum Widerstande fühlen. Nach und nach wird sie so stolz auf ihre Tugend, daß sie sogar selbst zuweilen die Gefahr herbei lockt, um ihre Waffen zu versuchen. So steht sie endlich am Ziele, voll Erstaunen, wie es möglich gewesen, bis dahin zu kommen, und der Liebhaber erstaunt oft nicht weniger darüber. Ja wahrlich! oft ist nicht einmal Liebe vonnöthen, um die Tugend eines Weibes zu überlisten, Gelegenheit und Zufall überraschen nur allzuoft. Jene Tugend ist eine Täuschung der Erziehung, sie verlößt euch in der Noth, und mit dem aufrichtigsten Entschluß zu kämpfen, gibt es unselige Augenblicke, wo die Tugendhafteste oft die Schwächste ist. Das macht, die Natur wacht stets über ihren Vortheil. Das Bedürfniß zu lieben gehört zu dem Wesen eines Weibes.

Wir bedienen uns zweierlei Gattungen von Empfindungen; die eine kramen wir aus, um dadurch eine hohe Idee von uns zu erwecken, die andere behalten wir in petto. Von der einen reden wir, und nach der andern handeln wir. Die Intriguen der Damen, die viel von Platonismus schwatzen, endigen sich immer eben so, wie die der gewöhnlichen Weiber. Man zeige mir eine Schülerin des Plato, die vom achtzehnten bis in's dreißigste Jahr ihrem großen Leh-

rer treu geblieben, und ich mache mich dagegen anheischig, eine reizende Frau zwischen sechzig und achtzig aufzustellen.

Der Widerstand, welchen eine Frau leistet, ist nicht immer ein Beweis ihrer Tugend, oft mehr ein Beweis ihrer Erfahrung. Wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir gestehen, daß wir im ersten Augenblicke immer Neigung fühlen, uns zu ergeben, und nur die Ueberlegung kommt uns zu Hilfe. Die Natur gebietet uns Liebe, die Erziehung verbietet sie, und rechnet uns den Sieg über unser Herz für Ehre an. Die Neigung zu widerstehen, ist nicht natürlich, sondern ein Werk der Kunst, diese Kunst hat ihre Regeln, aber was ist Theorie, wenn man mit der Praxis unbekannt bleibt? Das Handwerk einer tugendhaften Frau gleicht allen übrigen, man vervollkommt sich darin durch Uebung, und wer die Liebe nicht kennt, wer nun zum ersten Male mit Lebhaftigkeit angegriffen wird, — wehe der Armen! sie ist weit weniger im Stande, sich zu vertheidigen, als die, welche im Kampf gegen Männer, die sie nicht liebte, denen zu widerstehen lernte, die sie liebt. Sie hat nie ihre Kräfte versucht, nie ihre Schwäche gekannt, konnte ihr also auch nicht, wie jene, durch List und Verstellung zu Hilfe kommen. Das Staunen über die Neuheit ihrer Lage bei einem überraschenden Angriff, der Aufruhr ihrer Sinne, der Taumel ihrer Einbildungskraft, selbst der Zorn; Alles das beschäftigt sie so ganz, daß sie sich noch immer über den Angriff wundert, wenn die Niederlage bereits entschieden ist. Für solch ein Weib ist die Verführung

nicht gefährlich, ein furchtsamer, bescheidener Mann wird sie ihren Pflichten nicht untreu machen; gebt ihr Zeit zu überlegen, und ihr findet sie unter den Waffen; aber ich stehe für nichts, wenn ein kühner, unternehmender Liebhaber ihre Sinne zu reizen weiß, wenn er glücklich genug ist, einen jener schwachen Augenblicke zu treffen, deren wir ach! so viele haben.

Wenn die Damen wirklich in der Liebe nur platonische Freuden suchten, wie sie so oft vorgeben; wenn sie blos durch Geist und Herz gefallen wollten; wozu das ängstliche Bestreben, durch eine angenehme Gestalt zu fesseln? was hat der Geist mit einer schönen Haut, einem zierlichen Wuchs gemein? welche Widersprüche! wenn man sie sieht, sollte man glauben, in ihren Augen sei Schönheit das einzige Verdienst; und wenn man sie hört, so thun sie, als ob sie gar keinen Werth darauf setzten.

* * *

Es ist eine lächerliche Ungerechtigkeit, einen Liebhaber klagen zu hören, daß seine Gesinnungen nicht erwiedert werden. Ist die Liebe nicht eine unwillkührliche Laune? wofür ist die Geliebte euch Dank schuldig? hat sie euch befohlen zu lieben? kann sie dafür, daß sie euren Schwindel nicht theilt? und daß euer Stolz das übel nimmt? muß sie denn gerade in derselben Minute eine Närrin werden, in welcher ihr Narren wurdet?

Uebersieht man die Männer, so sind sie außer sich; läßt man aber nur ein Wort zu ihrem Vortheil entschlüpfen

so kann es nicht anders sein, man muß sie lieben; ihre Eitelkeit ergreift Alles, nährt sich von Allem, und beim Licht besehen, lieben sie wenigstens nur aus Erkenntlichkeit. Wahr ist's, die Weiber sind über diesen Punkt um nichts besser als die Männer, und folglich ist die Galanterie ein Handel, wo Keiner im Vorschuß sein will, wo man sich gern dem Andern verschuldet glaubt, und der Stolz ist immer williger zu bezahlen als zu geben. Aber wie oft täuscht man sich! wie oft hat der die ersten Schritte gethan, der nur aus Dankbarkeit zu handeln glaubt. Wenn zwei Liebende sich aufrichtig über das Entstehen und den Fortgang ihrer Leidenschaft erklären wollten, welche Bekenntnisse würden wir hören! Die Liebe ist gewöhnlich ein Geschöpf der Eitelkeit; wechselseitige Schmeicheleien sind der Keim, aus welchem sie hervorsproßt. Man hat ihr die Thorheit zur Führerin gegeben, aber man sollte die Thorheit immerhin durch die Schmeichelei ablösen lassen. Nie öffnet sich das Herz einer Schönen, ehe du ihrer Eitelkeit nicht den gebührenden Tribut gezollt.

Oft wähnt man sich auch geliebt, weil geliebt zu werden ein Bedürfniß ist; gleich jenen Enthusiasten, die mit überspannter Einbildungskraft Alles sehen, was sie sehen wollen, glaubt man bei Andern die nämlichen Gesinnungen zu finden, weil man sie zu finden wünscht. Wie wohl thäten die Weiber, wenn sie ihre Gefühle im Busen verschlössen, denn von der Gewißheit, geliebt zu sein, machen die Männer gewöhnlich einen sehr üblen Gebrauch. So

bald die Geliebte die Rolle des Liebhabers übernimmt, kann sie darauf zählen, vernachläßigt zu werden; der demüthige Sklave wird ein Tirann.

Es ist ein Betrug der Eitelkeit, wenn die Männer sich um ihrer Verdienste willen geliebt glauben. Wir Weiber treten in die Welt mit dem unbestimmten Bedürfniß zu lieben. Warum wir gerade Diesen oder Jenen vorziehen? davon können wir keine Ursache angeben, und oft würden wir erröthen, wenn wir es könnten. Man setzt sich zu Tische, und hat mehr Appetit zu dieser als zu jener Schüssel, aber wer kann sagen warum? Durch die Verdienste des geliebten Gegenstandes wird eine Wahl beschönigt, aber nie bestimmt. Man liebt immer nur um sein Selbst willen, man sucht nur sein eigenes Glück. Laune, Eitelkeit, Temperament, Langeweile, das Bedürfniß einen Menschen um sich zu sehen, den unsere kleinen Vollkommenheiten entzücken; sehet da die ersten Keime unserer Liebschaften. Der Zufall bietet uns einen Gegenstand dar, wir nehmen ihn an, aber wir wählen ihn nicht. Also, meine Herren, mäßigen Sie Ihren Stolz, denn Sie sind gewöhnlich nur die Werkzeuge unserer Vergnügungen, oder die Spielwerke unserer Launen.

Was ist lächerlicher als die Art und Weise, wie die meisten Liebenden mit einander umgehen! Der geringfügigste Zufall ist von der ernsthaftesten Wichtigkeit, und die kleinste Wolke trägt Sturm in ihrem Schooße. Ist der Schönen ein Blick auf einen andern Schäfer entschlüpft, ha! welch ein Zorn entflammt die Augen des begünstigten

Liebhabers! Staatsumwälzungen werden nicht mit mehr Würde behandelt, als der Krieg, den sich beide erklären. Beißende Vorwürfe, stachlichte Komplimente, spitzige Empfindlichkeiten; man verläßt sich schmollend; sauersüße Billets fliegen hin und her, Kammermädchen unterhandeln, Freunde schlagen sich in's Mittel, es werden Bedingungen entworfen, verworfen, vermindert, vermehrt und verbessert. Man sollte glauben, es beträfe die Wohlfahrt zweier Republiken. Ich habe auch geliebt (denn wer hat nicht Einmal in seinem Leben diese Thorheit mit gemacht?), und wenn nun eine solche ernsthafte Zänkerei uns recht ernsthaft beschäftigte, wenn Jeder von uns seine Rechte und Gründe mit demjenigen feierlichen Anstand vortrug, der sich bei so wichtigen Dingen geziemt; so widerfuhr es mir zuweilen, daß ich genau Achtung gab auf das, w a s wir sagten, und auf den Ton, w i e wir es sagten; plötzlich ergriff mich dann eine unwiderstehliche Lust zu lachen, ich war nicht mehr Herr über mich, ich platzte aus — welche Unschicklichkeit! man denke, wie die Amtsmiene meines Liebhabers sich noch mehr in Falten legte! aber ich konnte mir nicht helfen, je feierlicher er wurde, je unmäßiger mußte ich lachen, und es blieb ihm am Ende nichts anders übrig, als mit zu lachen. — War das nicht das vernünftigste? wenn man doch Einmal eine Thorheit begehen muß, so sei sie wenigstens nicht von schwarzer Farbe, sonst macht man nur sich und Andern Langeweile.

Man klagt über die Verstellungskünste der Weiber.

Mein Gott! Alle würden aufrichtig sein, wenn das das Mittel wäre, den Männern zu gefallen. Aber nichts weniger! nur Schwierigkeiten entflammen; man ist gewahr worden, daß, um der Liebe einen größeren Reiz zu geben, Ein Theil versagen müsse, was beide Theile gleich heftig wünschen. Aber die Männer haben sich die leichteste Rolle ausgesucht; wir armen Geschöpfe hingegen müssen unsere ganze Ehre darein setzen, unsere Gesinnungen so fein als möglich zu verbergen; und ertappen wir uns etwa gar auf einem nicht ganz geistigen Gefühl, so müssen wir uns schämen, und mit der größten Anstrengung dergleichen contrebande Empfindungen unterdrücken. Wir thun das auch oft mit kindischer Aufrichtigkeit, so wie ein hübsches Mädchen häßliche Zähne zu verbergen sucht; es wird den Mund nicht gern aufthun, wenn es auch ganz allein ist, und durch die lange Uebung, vor sich und vor Andern einen Fehler zu verstecken, vergißt man ihn endlich in der That.

Es wäre nicht einmal gut, wenn beide Geschlechter sich immer zeigten, wie sie wirklich sind. Man ist überein gekommen, Komödie zu spielen, würde man nun seine wahren Gesinnungen zeigen, so würde man aufhören, Schauspieler zu sein. Die nackende Natur ist nicht immer schön. Genießet den Zauber, ohne zu forschen, wie und warum er wirkt. Wer die Liebe zergliedert, will geheilt sein. Psyche verlor ihren Amor, weil sie ihn kennen wollte.

Wenn eine Frau die Gelegenheit zu Erklärungen vermeidet, wenn sie Alles, was der Liebhaber thut, um ihr zu

zu verhüllen. Immer glauben zwei Verliebte im Anfang, von den zartesten Gesinnungen beseelt zu sein. Sie erschöpfen alle Spitzfindigkeiten der Metaphysik, sie sind trunken davon. Aber bald behauptet die Natur ihre Rechte, die befriedigte Eitelkeit schweigt, das Herz redet, begehrt laut, und mit aller Verachtung der Wollust sehen sich die guten Menschen plötzlich eines Tages nach vielen Umschweifen auf dem nämlichen Punkt, wo ein ehrlicher Bauer seine Liebesgeschichte anfing.

Einer entstehenden Liebe scheint Alles von Wichtigkeit. Die Hoffnung der geringsten Gunstbezeigung würde ein schweres Verbrechen sein; nur zitternd erlaubt man sich die unschuldigste Liebkosung. Ein Liebhaber begehrt anfangs gar nichts, oder doch nur so wenig, daß eine Frau sich in ihrem Gewissen verbunden glaubt, ihm seine edle Uneigennützigkeit recht hoch anzurechnen. Um irgend eine Kleinigkeit zu erlangen, betheuert er, nie mehr begehren zu wollen, und mitten unter diesen Betheuerungen schreitet er vorwärts, wird vertraulicher. Ein Handkuß zum Beispiel, mein Gott, wer wird das einem Manne versagen, mit dem man täglich umgeht? aber was heute von so geringer Bedeutung schien, verbunden mit dem, was man gestern bewilligte, wird endlich sehr bedeutend in Vergleichung mit dem, was man den ersten Tag gewährte. Eine Frau, durch die Bescheidenheit ihres Liebhabers sicher gemacht, wird die unmerkliche Aufstufung ihrer Schwachheit nicht gewahr. Er betrug sich ja anfangs mit so vieler Schonung, er zeigte so

viel Ehrfurcht selbst dann, wenn er im Begriff stand, sich zu vergessen, wie könnte sie Mißtrauen in ihn setzen? Auch war sie ja ganz Meister über sich selbst; die Kleinigkeiten, die er begehrte, wurden ihr so leicht abzuschlagen, wie viel mehr wird sie bei wichtigeren Bitten sich stark zum Widerstande fühlen. Nach und nach wird sie so stolz auf ihre Tugend, daß sie sogar selbst zuweilen die Gefahr herbei lockt, um ihre Waffen zu versuchen. So steht sie endlich am Ziele, voll Erstaunen, wie es möglich gewesen, bis dahin zu kommen, und der Liebhaber erstaunt oft nicht weniger darüber. Ja wahrlich! oft ist nicht einmal Liebe vonnöthen, um die Tugend eines Weibes zu überlisten, Gelegenheit und Zufall überraschen nur allzuoft. Jene Tugend ist eine Täuschung der Erziehung, sie verlößt euch in der Noth, und mit dem aufrichtigsten Entschluß zu kämpfen, gibt es unselige Augenblicke, wo die Tugendhafteste oft die Schwächste ist. Das macht, die Natur wacht stets über ihren Vortheil. Das Bedürfniß zu lieben gehört zu dem Wesen eines Weibes.

Wir bedienen uns zweierlei Gattungen von Empfindungen; die eine kramen wir aus, um dadurch eine hohe Idee von uns zu erwecken, die andere behalten wir in petto. Von der einen reden wir, und nach der andern handeln wir. Die Intriguen der Damen, die viel von Platonismus schwatzen, endigen sich immer eben so, wie die der gewöhnlichen Weiber. Man zeige mir eine Schülerin des Plato, die vom achtzehnten bis in's dreißigste Jahr ihrem großen Leh-

rer treu geblieben, und ich mache mich dagegen anheischig, eine reizende Frau zwischen sechzig und achtzig aufzustellen.

Der Widerstand, welchen eine Frau leistet, ist nicht immer ein Beweis ihrer Tugend, oft mehr ein Beweis ihrer Erfahrung. Wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir gestehen, daß wir im ersten Augenblicke immer Neigung fühlen, uns zu ergeben, und nur die Ueberlegung kommt uns zu Hilfe. Die Natur gebietet uns Liebe, die Erziehung verbietet sie, und rechnet uns den Sieg über unser Herz für Ehre an. Die Neigung zu widerstehen, ist nicht natürlich, sondern ein Werk der Kunst, diese Kunst hat ihre Regeln, aber was ist Theorie, wenn man mit der Praxis unbekannt bleibt? Das Handwerk einer tugendhaften Frau gleicht allen übrigen, man vervollkommt sich darin durch Uebung, und wer die Liebe nicht kennt, wer nun zum ersten Male mit Lebhaftigkeit angegriffen wird, — wehe der Armen! sie ist weit weniger im Stande, sich zu vertheidigen, als die, welche im Kampf gegen Männer, die sie nicht liebte, denen zu widerstehen lernte, die sie liebt. Sie hat nie ihre Kräfte versucht, nie ihre Schwäche gekannt, konnte ihr also auch nicht, wie jene, durch List und Verstellung zu Hilfe kommen. Das Staunen über die Neuheit ihrer Lage bei einem überraschenden Angriff, der Aufruhr ihrer Sinne, der Taumel ihrer Einbildungskraft, selbst der Zorn; Alles das beschäftigt sie so ganz, daß sie sich noch immer über den Angriff wundert, wenn die Niederlage bereits entschieden ist. Für solch ein Weib ist die Verführung

nicht gefährlich, ein furchtsamer, bescheidener Mann wird sie ihren Pflichten nicht untreu machen; gebt ihr Zeit zu überlegen, und ihr findet sie unter den Waffen; aber ich stehe für nichts, wenn ein kühner, unternehmender Liebhaber ihre Sinne zu reizen weiß, wenn er glücklich genug ist, einen jener schwachen Augenblicke zu treffen, deren wir ach! so viele haben.

Wenn die Damen wirklich in der Liebe nur platonische Freuden suchten, wie sie so oft vorgeben; wenn sie blos durch Geist und Herz gefallen wollten; wozu das ängstliche Bestreben, durch eine angenehme Gestalt zu fesseln? was hat der Geist mit einer schönen Haut, einem zierlichen Wuchs gemein? welche Widersprüche! wenn man sie sieht, sollte man glauben, in ihren Augen sei Schönheit das einzige Verdienst; und wenn man sie hört, so thun sie, als ob sie gar keinen Werth darauf setzten.

* * *

Es ist eine lächerliche Ungerechtigkeit, einen Liebhaber klagen zu hören, daß seine Gesinnungen nicht erwiedert werden. Ist die Liebe nicht eine unwillkührliche Laune? wofür ist die Geliebte euch Dank schuldig? hat sie euch befohlen zu lieben? kann sie dafür, daß sie euren Schwindel nicht theilt? und daß euer Stolz das übel nimmt? muß sie denn gerade in derselben Minute eine Närrin werden, in welcher ihr Narren wurdet?

Uebersieht man die Männer, so sind sie außer sich; läßt man aber nur ein Wort zu ihrem Vortheil entschlüpfen

so kann es nicht anders sein, man muß sie lieben; ihre Eitelkeit ergreift Alles, nährt sich von Allem, und beim Licht besehen, lieben sie wenigstens nur aus Erkenntlichkeit. Wahr ist's, die Weiber sind über diesen Punkt um nichts besser als die Männer, und folglich ist die Galanterie ein Handel, wo Keiner im Vorschuß sein will, wo man sich gern dem Andern verschuldet glaubt, und der Stolz ist immer williger zu bezahlen als zu geben. Aber wie oft täuscht man sich! wie oft hat der die ersten Schritte gethan, der nur aus Dankbarkeit zu handeln glaubt. Wenn zwei Liebende sich aufrichtig über das Entstehen und den Fortgang ihrer Leidenschaft erklären wollten, welche Bekenntnisse würden wir hören! Die Liebe ist gewöhnlich ein Geschöpf der Eitelkeit; wechselseitige Schmeicheleien sind der Keim, aus welchem sie hervorsproßt. Man hat ihr die Thorheit zur Führerin gegeben, aber man sollte die Thorheit immerhin durch die Schmeichelei ablösen lassen. Nie öffnet sich das Herz einer Schönen, ehe du ihrer Eitelkeit nicht den gebührenden Tribut gezollt.

Oft wähnt man sich auch geliebt, weil geliebt zu werden ein Bedürfniß ist; gleich jenen Enthusiasten, die mit überspannter Einbildungskraft Alles sehen, was sie sehen wollen, glaubt man bei Andern die nämlichen Gesinnungen zu finden, weil man sie zu finden wünscht. Wie wohl thäten die Weiber, wenn sie ihre Gefühle im Busen verschlössen, denn von der Gewißheit, geliebt zu sein, machen die Männer gewöhnlich einen sehr üblen Gebrauch. So

bald die Geliebte die Rolle des Liebhabers übernimmt, kann sie darauf zählen, vernachläßigt zu werden; der demüthige Sklave wird ein Tirann.

Es ist ein Betrug der Eitelkeit, wenn die Männer sich um ihrer Verdienste willen geliebt glauben. Wir Weiber treten in die Welt mit dem unbestimmten Bedürfniß zu lieben. Warum wir gerade Diesen oder Jenen vorziehen? davon können wir keine Ursache angeben, und oft würden wir erröthen, wenn wir es könnten. Man setzt sich zu Tische, und hat mehr Appetit zu dieser als zu jener Schüssel, aber wer kann sagen warum? Durch die Verdienste des geliebten Gegenstandes wird eine Wahl beschönigt, aber nie bestimmt. Man liebt immer nur um sein Selbst willen, man sucht nur sein eigenes Glück. Laune, Eitelkeit, Temperament, Langeweile, das Bedürfniß einen Menschen um sich zu sehen, den unsere kleinen Vollkommenheiten entzücken; sehet da die ersten Keime unserer Liebschaften. Der Zufall bietet uns einen Gegenstand dar, wir nehmen ihn an, aber wir wählen ihn nicht. Also, meine Herren, mäßigen Sie Ihren Stolz, denn Sie sind gewöhnlich nur die Werkzeuge unserer Vergnügungen, oder die Spielwerke unserer Launen.

Was ist lächerlicher als die Art und Weise, wie die meisten Liebenden mit einander umgehen! Der geringfügigste Zufall ist von der ernsthaftesten Wichtigkeit, und die kleinste Wolke trägt Sturm in ihrem Schooße. Ist der Schönen ein Blick auf einen andern Schäfer entschlüpft, ha! welch ein Zorn entflammt die Augen des begünstigten

Liebhabers! Staatsumwälzungen werden nicht mit mehr Würde behandelt, als der Krieg, den sich beide erklären. Beißende Vorwürfe, stachlichte Komplimente, spitzige Empfindlichkeiten; man verläßt sich schmollend; sauersüße Billets fliegen hin und her, Kammermädchen unterhandeln, Freunde schlagen sich in's Mittel, es werden Bedingungen entworfen, verworfen, vermindert, vermehrt und verbessert. Man sollte glauben, es beträfe die Wohlfahrt zweier Republiken. Ich habe auch geliebt (denn wer hat nicht Einmal in seinem Leben diese Thorheit mit gemacht?), und wenn nun eine solche ernsthafte Zänkerei uns recht ernsthaft beschäftigte, wenn Jeder von uns seine Rechte und Gründe mit demjenigen feierlichen Anstand vortrug, der sich bei so wichtigen Dingen geziemt; so widerfuhr es mir zuweilen, daß ich genau Achtung gab auf das, was wir sagten, und auf den Ton, wie wir es sagten; plötzlich ergriff mich dann eine unwiderstehliche Lust zu lachen, ich war nicht mehr Herr über mich, ich platzte aus — welche Unschicklichkeit! man denke, wie die Amtsmiene meines Liebhabers sich noch mehr in Falten legte! aber ich konnte mir nicht helfen, je feierlicher er wurde, je unmäßiger mußte ich lachen, und es blieb ihm am Ende nichts anders übrig, als mit zu lachen. — War das nicht das vernünftigste? wenn man doch Einmal eine Thorheit begehen muß, so sei sie wenigstens nicht von schwarzer Farbe, sonst macht man nur sich und Andern Langeweile.

Man klagt über die Verstellungskünste der Weiber.

Mein Gott! Alle würden aufrichtig sein, wenn das das Mittel wäre, den Männern zu gefallen. Aber nichts weniger! nur Schwierigkeiten entflammen; man ist gewahr worden, daß, um der Liebe einen größeren Reiz zu geben, Ein Theil versagen müsse, was beide Theile gleich heftig wünschen. Aber die Männer haben sich die leichteste Rolle ausgesucht; wir armen Geschöpfe hingegen müssen unsere ganze Ehre darein setzen, unsere Gesinnungen so fein als möglich zu verbergen; und ertappen wir uns etwa gar auf einem nicht ganz geistigen Gefühl, so müssen wir uns schämen, und mit der größten Anstrengung dergleichen contrebande Empfindungen unterdrücken. Wir thun das auch oft mit kindischer Aufrichtigkeit, so wie ein hübsches Mädchen häßliche Zähne zu verbergen sucht; es wird den Mund nicht gern aufthun, wenn es auch ganz allein ist, und durch die lange Uebung, vor sich und vor Andern einen Fehler zu verstecken, vergißt man ihn endlich in der That.

Es wäre nicht einmal gut, wenn beide Geschlechter sich immer zeigten, wie sie wirklich sind. Man ist überein gekommen, Komödie zu spielen, würde man nun seine wahren Gesinnungen zeigen, so würde man aufhören, Schauspieler zu sein. Die nackende Natur ist nicht immer schön. Genießet den Zauber, ohne zu forschen, wie und warum er wirkt. Wer die Liebe zergliedert, will geheilt sein. Psyche verlor ihren Amor, weil sie ihn kennen wollte.

Wenn eine Frau die Gelegenheit zu Erklärungen vermeidet, wenn sie Alles, was der Liebhaber thut, um ihr zu

gefallen, kaum zu bemerken scheint, wenn sie die faden Schmeicheleien eines Dritten mit Freundlichkeit beantwortet, so bald sie hingegen mit ihm spricht, ernsthaft und zerstreut ist; wenn sie die Aeußerungen seiner Zärtlichkeit in Scherz verdreht, oder dem Gespräche eine andere Wendung gibt; so beweist Alles das weiter nichts, als daß sie — verliebt ist. Wozu eine umständliche Erklärung? Geliebt zu sein, davon überredet sich eine Frau weit leichter durch das, was sie erräth, als durch das, was man ihr sagt. Man will nichts hören, weil man schon vorher weiß, was man hören wird. Wollte man die Männer reden lassen, so würde man gezwungen sein, böse zu werden, und das will man vermeiden. Ein wenig mehr Dreistigkeit von Seiten des Liebhabers würde beiden viel Zwang ersparen. Herr ** pflegte zu sagen: »ein ehrlicher Mann darf wohl wie ein Unsinniger verliebt sein, aber nie wie ein Narr.« Das heißt aber nicht, man müsse die Kühnheit zu weit treiben. Um mit Erfolg kühn zu sein, muß man vorher das Recht dazu erlangt haben, und den Augenblick gut zu wählen wissen. Das ist nicht leicht, ich gestehe es. Uebereilung und Saumseligkeit sind gleich gefährlich. Es gibt keine absolute Verwegenheit, sondern sie ist immer relativ nach dem Grad der Tugend, den eine Frau zu besitzen glaubt. Montaigne hat ganz Recht zu sagen: „Die gibt oft mehr, die weniger zu geben scheint, weil das Wenige ihr mehr kostet, als der Nachbarin ihr Alles.«

Man hüte sich, eine Frau anzugreifen, von welcher ge-

liebt zu sein man nicht gewiß ist. Nichts schmeichelt unserer Eitelkeit mehr, als die Gelegenheit, unsere Tugend glänzen zu lassen im Kampfe mit einem Manne, den wir nicht lieben. Wehe dem Verwegenen! den wir zum Opfer erkiesen, unsern guten Ruf zu befestigen. Welches Vergnügen, einen schimmernden Sieg davon zu tragen, der unserem Herzen nichts kostet.

Hingegen gibt es eine gewisse Schüchternheit des Liebhabers, die selten ihren Zweck verfehlt. Wenn aus jedem seiner glühenden Blicke die Leidenschaft spricht, und er doch dabei sich alle Mühe zu geben scheint, sie zu verbergen; so ist dieses Paaren von Liebe und Ehrfurcht doppelt schmeichelhaft für die Geliebte, denn das Eine ist ein Opfer, ihren Reizen gebracht, und das Andere ein Tribut ihrem Stolze bezahlt. Manche, die am zartesten empfinden, gewähren lieber dem, der nichts zu fordern wagte; es macht ihnen Vergnügen, ihm Zutrauen einzuflössen; mißbraucht er es in der Folge, so fühlen sie sich weniger beleidigt, denn seine Kühnheit ist ihr eigenes Werk. — Die Weiber wollen, man soll sie unüberwindlich glauben, aber doch nie so handeln, als ob man es glaubte. Sie wollen weder durch den übel gewählten Zeitpunkt einer Verwegenheit zum Zorn, noch durch eine übertriebene Furchtsamkeit zur Ungeduld gereizt werden. Es gibt keine, die sich nicht Schwachheiten erlaubte, aber das Meisterstück der Kunst ist, tausend feine Entschuldigungen dafür zu finden, um sich Vorwürfe zu ersparen. Sie verlangen eine gefällig schonende, aber keine

alberne unthätige Ehrfurcht. Die von der erstern Gattung ist für uns das, was die holde weibliche Schamhaftigkeit für die Männer ist: ein Reiz mehr, ein liebliches Hinderniß unserer Freuden, der Sieg erhält dadurch einen neuen Werth.

Wenn man uns stufenweise an den Gedanken gewöhnt, daß man uns nicht mehr gleichgiltig glaubt, wenn man von unserer Gegenliebe überzeugt scheint, so erlangt man sie wirklich nicht selten dadurch. Aber wenn die furchtsame Bescheidenheit uns ewig zuruft auf unserer Hut zu sein, so ist es am Ende nicht mehr unser Herz, nicht mehr unsere Tugend, die wir vertheidigen, sondern der Stolz allein kämpft mit Waffen, die ihr selbst ihm in die Hände gebt, und der weibliche Stolz ist euer gefährlichster Feind.

Die Weiber halten sich nicht bei Definitionen und gründlichen Untersuchungen auf, aber sie fühlen, und ihr Gefühl ist richtig, es dient ihnen statt aller tiefsinnigen Beobachtungen, es ist eine Art von Instinkt, der sie von der Gefahr benachrichtigt, und sie eben so sicher leitet, als die aufgeklärteste Vernunft.

Wenn eine Frau vor dem Namen Liebhaber erschrickt; wenn sie ihn versichert, sie werde ihn recht sehr hoch schätzen, im Fall er vernünftig sein, und sich mit ihrer Freundschaft begnügen wolle; so muß er darüber nicht mit ihr streiten, denn der Name thut nichts zur Sache, und die Liebe ist in solchen Fällen bereits vorhanden. Wenn sie an seiner Aufrichtigkeit zweifelt, seinen Unbestand fürchtet, alle Männer

falsch und treulos schilt, und deshalb nie lieben will; so ist die Liebe auch nicht weit mehr. Ueberhaupt ist der Vorwurf der Falschheit, welchen man den Männern so oft macht, höchst ungerecht, denn ich bin fest überzeugt, daß in dem Augenblicke, wo sie Liebe schwören, sie es immer aufrichtig meinen. Sie verlieben sich in ein Weib, das heißt, sie fühlen das Verlangen, es zu besitzen, ihre glühende Einbildungskraft leiht diesem Besitz einen zauberischen Reiz und eine ewige Dauer. Daß diese Glut einst verlöschen könne, scheint ihnen unmöglich; sie schwören, daß sie nie aufhören werden uns zu lieben, sie schwören es mit dem redlichsten Herzen; daran zweifeln, hieße sie tödtlich beleidigen; indessen versprechen sie doch mehr als sie halten können, und erschrecken selbst nicht wenig, wenn sie merken, daß sie kälter werden, und sind gutherzig genug sich Vorwürfe darüber zu machen. Noch eine Zeit lang halten sie aus, zwingen sich wie vormals von einer Liebe zu sprechen, die sie nicht mehr fühlen, und wenn sie sich lange genug gemartert haben, so entschlüpfen sie, werden unbeständig, und meinen es doch eben so ehrlich, als damals, da sie schwuren ewig zu lieben.

Nie behandelt eine Frau ihren Liebhaber nachlässiger, als wenn sie ihn allzuverliebt glaubt, um ihr entschlüpfen zu können. So steigert der Krämer seine Waren, wenn er merkt, daß man große Lust hat, sie zu kaufen. Mäßigt daher eure Leidenschaft, zeigt deren weniger, um desto mehr zu erwecken. Wir fühlen den Werth eines Gutes nur in dem Augenblicke, der uns mit dessen Verlust bedroht. Kleine

Verstellungskünste sind nothwendig zum Glück zweier Liebenden, ja zuweilen ist es sogar nicht übel, ein wenig Bösewicht zu sein; und wenn es gleich in allen andern Fällen besser sein mag, die Rolle des Betrogenen, als die des Betrügers zu spielen, so werden doch in der Liebe nur die Dummköpfe betrogen, und die Betrüger haben immer die Lacher auf ihrer Seite.

Was ich oben gesagt, gilt aber nur bei einer Frau von Welt; bei der Novize ohne Erfahrung hingegen, wagt man nichts, die ganze Stärke seiner Leidenschaft zu zeigen. Sie wird ihre Dankbarkeit nach der Größe des Eindrucks abmessen, den ihre Reize machten, eure Liebe wird der Thermometer der ihrigen sein.

* * *

Soll ich die Eifersucht definiren? sie ist nichts anders als der Schmerz, sehen zu müssen, wie die Verdienste eines Andern auf ein Herz Eindruck machen, welches zu besitzen wir uns allein würdig glauben. Also Eitelkeit! Gern würde man als ersten Beweis der Liebe eine gänzliche Entfernung, eine auffallende Gleichgiltigkeit gegen alle andere fordern; nur für den Geliebten sollen wir Augen haben, nichts auf der Welt werth finden, mit ihm verglichen zu werden. Aufhören geliebt zu sein, ist ein Unglück, das oft nur aus einer bloßen Laune entspringt; aber durch einen Andern verdrungen werden, welche Demüthigung! Man tröstet sich allenfalls über das Eine, das Andere verzeiht man nie. Das macht, Jenes verwundet nur die Liebe, und dieses die Eitelkeit.

Es ist sehr unbesonnen, eine solche Furcht sich auch nur merken zu lassen, denn man gewöhnt dadurch die Geliebte an den Gedanken, daß es möglich sei untreu zu werden, und wenigstens wird sie von dem Augenblicke an sich ein Verdienst aus ihrer Treue machen. Zeigt man hingegen eine vollkommene Sicherheit, so wird der Gedanke, einen Andern lieben zu können, im Keim erstickt. »Wer seiner Sache so gewiß ist, der muß das wohl verdienen, allen Andern vorgezogen zu werden.» Das ist die Logik der Weiber. Ein Herz, das man nur durch Zwang und Vorwürfe an sich fesselt, kann es einen feinfühlenden Mann beglücken? ich irre mich, kann man auf diese Art ein Herz fesseln?

* * *

Es ist drollig, daß die Männer oft so hartnäckig darauf bestehen, das wörtliche Bekenntniß: ich liebe Sie von unsern Lippen zu hören. Wozu das? man muß gerade umgekehrt einer Frau die Fortschritte ihrer Neigung verhehlen; sie muß lieben, ehe sie noch es sich selbst gesteht. Wir wollen durchaus nicht sagen: ich liebe Sie, eben weil wir fühlen, daß wir lieben. Wir thun übrigens alles Mögliche, um es euch merken zu lassen, und wie Manche gewährt bedeutende Gunstbezeugungen, ehe sie dieses fürchterliche Wort ausspricht. Das ich liebe Sie ist freilich an sich selbst kein Verbrechen, aber wir erschrecken vor den Folgen, wir fühlen recht gut, wozu es uns verbindet. Die Hartnäckigkeit der Männer, dies Geständniß zu erpressen, ist übrigens abermals Eitelkeit; auch das fühlen wir, und es

empört uns; denn so nachsichtsvoll wir gegen jede Thorheit sind, die aus Leidenschaft entspringt, so unerbittlich sind wir, wenn unsere Eigenliebe mit der männlichen zusammen trifft. Mit einem Worte: nicht die Geständnisse sind wirklich schmeichelhaft, welche wir machen, sondern nur die, welche uns entwischen.

* * *

Wenn eine Frau, ihrem Liebhaber zu gefallen, einen Nebenbuhler aufopfert, so ist der Sieger im Taumel des Entzückens, er hält es für einen entscheidenden Beweis seiner Vorzüge; und was hat denn die Frau eigentlich gethan? Liebte sie diesen Nebenbuhler, und konnte ihn dennoch aufopfern, so hat sie aufgehört ihn zu lieben; wo ist dann der schmeichelhafte Vorzug? Liebte sie ihn aber nicht, so hat es ihr ja noch weniger gekostet, und in beiden Fällen hat also der begünstigte Liebhaber den Sieg über einen Menschen davon getragen, der ihr gleichgiltig war, den sie vielleicht gar haßte.

* * *

Immer wird eine Frau von zwei unvereinbaren Leidenschaften hin und her geworfen, nämlich von der Begierde zu gefallen, und der Furcht, ihren guten Ruf zu verlieren. Daher freuen wir uns, wenn wir eine Gelegenheit finden, andere Weiber zu demüthigen, sie die Macht unserer Reize sehen zu lassen; daher lieben wir die Unbesonnenheiten, welche unsern Liebhabern in großen Gesellschaften entschlüpfen: er war nicht Herr über sich, unsere Schönheit machte

ihn alle Convenienzen vergessen, wir zürnen zum Schein darüber, aber im Grunde überzeugt uns das inniger von seiner Liebe, als die ehrfurchtsvollste Bescheidenheit, wodurch unsere Reize in den Augen der Welt nichts gewonnen hätten. Aber freilich wird diese Freude durch manche Bitterkeit vergiftet, denn die Welt macht keinen Unterschied zwischen einer Frau, die da erlaubt, daß man sie liebe, und einer solchen, die den Liebhaber belohnt. Indessen wird zwar allein und bei kaltem Blute eine vernünftige Frau immer ihren guten Ruf dem Ruhm ihrer Reize vorziehen; aber Nebenbuhlerinnen gegenüber, die ihr den Preis der Schönheit streitig machen, opfert sie lieber den Erstern zu Gunsten des Letztern auf. Sollte der stürmische Liebhaber sie auch tausendmal compromittiren, das Vergnügen sich vorgezogen zu sehen, überwiegt Alles. Nach und nach wird sie seine Anhänglichkeit belohnen, sie wird glauben aus Erkenntlichkeit zu handeln, sie will nicht undankbar scheinen, und siehe da, sie liebt.

Indessen sollten die Männer klüger sein als wir, sie sollten bedenken, wie sehr sie uns durch ihre Unbesonnenheiten Preis geben. Und wir, wir sollten bedenken, daß nicht eigentlich der Augenblick, in welchem wir uns ohne Rückhalt unserer Zärtlichkeit überlassen, unserm Rufe schadet; sondern daß wir ihn vielmehr im Kleinen verschwenden, durch alle die Unvorsichtigkeiten, welche wir uns erlauben, so lange wir noch an der Aufrichtigkeit der Gesinnungen unsers Liebhabers zweifeln. Alle Welt sieht und hört das. So-

bald aber zwei Liebende einig sind, so bald verbergen sie ihre gegenseitige Neigung geschickt genug. Nur Schade, daß dann die Welt nicht vergessen will, was sie vormals sah und hörte, und so — man bewundere doch das Launenhafte in allen diesem — so leidet der Ruf gerade nur durch das, was man vormals that, ihn zu erhalten; gerade in der Zeit ging er verloren, wo die unbesiegte Tugend noch wacker kämpfte.

Weit entfernt, stolz auf diese Tugend sein zu können, weiß man ja nicht einmal, ob man sie auch wirklich hat? Kann man einen Menschen tapfer nennen, der sich nie herumschlug? Nur die Versuchung gibt unserer Tugend das Dasein, wie die Gefahr dem Muthe. So lange man den Feind nicht kennt, ist er nicht fürchterlich, wer kann errathen, wie stark der Widerstand sein muß? Wenn also eine Frau sich mit ihrer Tugend schmeicheln will, so muß weder die günstigste Gelegenheit, noch die zärtlichste Liebe, noch die Gewißheit des Geheimnisses, noch die unbegrenzteste Achtung, das vollkommenste Zutrauen zu ihrem Liebhaber, Alles das muß nicht im Stande sein, sie zu erschüttern. Sie hat noch nichts gethan, wenn sie der Liebe widerstand ohne Temperament, oder der Gelegenheit ohne Liebe, oder dem Temperament ohne Gelegenheit.

Steht es in unserer Macht, uns den oder jenen Körperbau zu geben? steht es in unserer Macht, eine heftige Leidenschaft zu verhüten, oder alle Begegnisse unsers Lebens so einzurichten, daß wir uns nie mit einem Liebha-

der allein finden, den wir anbeten, der seine Vortheile kennt und zu benutzen weiß? Können wir dafür stehen, daß seine vielleicht unschuldigen Liebkosungen unsere Sinne nicht in Aufruhr bringen? Vermag das Eisen dem Magnet zu widerstehen? Dankt dem Himmel, daß er euch nie in solche verführerische Lagen setzte, aus welchen ihr euch nicht besser gewickelt haben würdet als Andere eures Gleichen. Dankt dem Himmel, aber werdet nicht übermüthig.

Der größte Beweis, wie wenig Selbstständigkeit die weibliche Tugend hat, ist die Vorsicht, welche eine tugendhafte Frau anwendet, um die Gefahr zu vermeiden. Sie hütet sich vor der geringsten Kleinigkeit, weil sie weiß, wie weit Kleinigkeiten oft führen, und weil es leichter ist, durch äußere Strenge den Männern die Lust zum Angriff zu benehmen, als ihren Angriffen zu widerstehen. Warum verläßt sich denn eine sorgsame Mutter nicht auf die fromme Erziehung, welche sie ihrer Tochter gab? nicht auf die Grundsätze, welche sie ihr einflößte? nicht auf die Furcht vor der Schande? sie weiß recht gut, daß alles das nicht hinlänglich ist, darum bewacht sie sie sorgfältig, und läßt sie nicht aus den Augen; sie raubt ihr die Möglichkeit der Versuchung zu unterliegen. Aber hat denn ein gefesselter Sklave Dank verdient, wenn er nicht davon läuft?

In welcher Klasse findest du die Freudenmädchen? in der, die nicht reich und nicht glücklich genug war, um die Tugend unaufhörlich hinter Bollwerken zu verschanzen; die

den kühnen Angriffen der Männer leichter und öfter ausgesetzt blieb; die weder durch Erziehung noch Beispiel, weder durch Stolz noch das Verlangen, sich in der Welt zu etabliren, geschützt wurde. Ein paar Stufen niederiger, so wärest du dieses Mädchen geboren, auf welches du jetzt mit Verachtung herabblickst; und vielleicht wird alle erborgte Hilfe in wenig Tagen auch deine Tugend nicht mehr schützen, du wirst verächtlicher werden als Jene, weil du mehr Mittel hattest, deinen Fall zu verhüten.

So wahr auch dies alles sein mag, so ist es doch immer besser, daß die Weiber fortfahren sich zu überreden, ihre Tugend sei ihr eignes Werk, denn mit diesem süßen Wahn würde man ihnen das Interesse rauben, welches man immer für Geschöpfe seiner Einbildungskraft hegt. Wer wird überhaupt einen Soldaten zur Schlacht anfeuern, durch die Versicherung, daß er geschlagen werden wird?

Was die Weiber ohne Temperament betrifft, so hat man ihnen freilich nichts vorzuwerfen; man kann sie aber auch unmöglich loben, man muß sich damit begnügen, ihnen Glück zu wünschen.

Wem diese Sätze mißfallen; wer da glauben könnte, meine Ketzereien wären gefährlich; der erinnere sich jenes berühmten Gesetzgebers, welcher kein anderes Mittel wußte, um die Wirkung der weiblichen Reize auf seine Mitbürger zu schwächen, als sie nackend darzustellen. Freilich habe ich den Götzen zerbrochen, dem die Weiber huldigten; ich

kann es nicht leiden, daß sie Gott und das Schicksal anklagen, daß sie von einem unbezwinglichen Hang des Herzens reden, von einer Sympathie, über welche man nicht Meister sei u. s. w. Aber was that ihnen auch die arme Menschheit? warum gehen sie so geflissentlich an ihr vorbei, und schweben hinauf bis in den dritten Himmel, um dort das Triebrad ihrer Schwachheiten zu suchen? Laßt uns fein demüthig auf der Erde bleiben, da finden wir es, und da ist es auch an seiner rechten Stelle.

Man sollte, die Liebe betreffend, der weiblichen Erziehung durchaus eine andere Richtung geben. Was nutzt es, daß man die Mädchen betrügt? daß man ihnen die nämliche Furcht vor der Liebe einzuflössen sucht, wie vor Gespenstern? nur so lange man klein ist glaubt man an Gespenster. Man schildert ihnen die Männer als Ungeheuer von Falschheit und Treulosigkeit; nähert sich nun ein Jüngling mit Bescheidenheit, Ehrfurcht und Zärtlichkeit, so gleichen die Empfindungen, welche dieses Ungeheuer erweckt, keineswegs dem empfohlenen Abscheu; das Mädchen merkt, daß sie betrogen worden, daß man die Sache übertrieben, und von dem Augenblicke an verliert sie alles Zutrauen zu ihrer Mutter, Gouvernante, oder wer ihr sonst das alberne Zeug in den Kopf gesetzt hat.

Man hintergeht die armen Mädchen noch auf eine andere Art, und unglücklicherweise ist man beinahe dazu gezwungen: man vermeidet nämlich mit der gewissenhaftesten Sorgfalt, sie auch nur von Ferne errathen zu lassen,

daß man sie von Seiten ihrer Sinnlichkeit angreifen wird, und daß diese Angriffe die gefährlichsten für sie sind. Man redet immer mit ihnen als ob sie entkörperte Wesen wären. Was entsteht daraus? da sie die Art des Angriffs nicht voraussehen konnten, so sind sie im Augenblick der Gefahr waffenlos. Wie konnten sie vermuthen, daß ihr furchtbarster Feind gerade derjenige sei, von dem man ihnen nicht ein Wort gesagt hat? — Nicht vor den Männern sollte man ihnen bange machen, sondern vor sich selbst.

Habe ich denn also Unrecht, den Weibern zu predigen, daß die Liebe nur ein physisches Bedürfniß sei? stifte ich nicht vielmehr offenbar Gutes dadurch? denn ich benachrichtige den Kommandanten einer Festung, daß der Feind nicht da Sturm laufen wird, wo er seine stärksten Werke angelegt hat; daß er überhaupt die Belagerer wenig fürchten darf, daß aber seine eigenen Leute ihn verrathen werden.

Ich selbst zähle eine Menge Liebhaber, sie haben mich nie getäuscht; ich wußte sehr gut, daß wenn mein bischen Geist und Herz auch wirklich dazu beigetragen hatten, sie zu fesseln, diese Eigenschaften doch nur ihrer Eitelkeit schmeichelten. Im Grunde waren sie verliebt in mich, weil ich hübsch bin, und sie Begierden hatten. Auch räumte ich ihnen nie mehr als den zweiten Platz in meinem Herzen ein, der erste war immer für meine Freunde. Die Liebe würdigte die Männer in meinen Augen herab, und nie konnte ich mich überreden, daß ein Liebhaber wahre Ach-

tung für eine Frau empfinden könne, die seine Sinnlichkeit gereizt hatte.

Ich unterbreche hier diese oft wahren, oft täuschenden, immer feinen Bemerkungen, um den Kindern meiner Laune nicht den Vorzug der Abwechslung zu rauben, vielleicht den Einzigen, den sie besitzen. Den Beschluß liefere ich im vierten Bande.

Das Wasserbecken und die Quelle.

Ein reicher Mann ließ ein Wasserbecken in Marmor hauen. Nicht weit davon schlängelte sich eine kleine Quelle durch die Wiese. »Du armes Ding!« sagte das Wasserbecken: »schämst du dich nicht vor deinem mächtigen Nachbar? Sieh, welch eine weite Fläche mein Gewässer einnimmt, indessen du schmal und krumm dahin schleichst. Sieh, wie Marmorbüsten meinen Rand zieren, indessen kaum ein paar elende Wiesenblumen dein Ufer schmücken.«

»Du hast Recht,« versetzte die Quelle, »aber mein Wasser fließt immer hell und klar, indessen das deinige steht und fault. Meine Wiesenblumen habe ich selbst erzogen, die Marmorbüsten hat man dir hingestellt.«

So höhnt der pedantische Vielwisser den bescheidenen Dichter. Jener trug aus hundert Foliobänden seine Ge-

lehrsamkeit zusammen; dieser erzog vielleicht nur ein Wiesenblümchen. Jener ist das Wasserbecken, aber das Genie ist die Quelle.

Der schöne Minnesinger.

(Eine wahre Geschichte.)

Ihr guten alten Rittergüter! du schöne romantische Vorwelt! wo die Liebe jeden Jüngling zum Dichter erwärmte; wo die Liebe in der Provence ihren eigenen Gerichtshof hatte, der mit geheimnißvollen Ceremonien jedes süße Wort, jede kleine Gunstbezeugung abwog; goldene Zeit, wo man die Geliebte um eines sauren Gesichtes willen vor einem Parlament verklagen konnte, das, weil auch Frauenzimmer Sitz und Stimme hatten, trotz der Schönheit der Beklagten, unbestechbar blieb. Immer und überall ist das Wesen der Liebe sich gleich, nur daß die Jahrhunderte, ein Jedes nach seiner Art, an der Form künsteln. Wer eine Reihe von Jahrhunderten in Rücksicht der Liebe und Sitten überschaut, dem gewährt sie den nämlichen Anblick, welchen eine Reihe von Menschen ihm darbietet, deren Jeder sich nach seiner Fantasie gekleidet hat. Hier steht ein altes Mütterchen in hohe Kragen vermummt, und dort eine junge Dirne mit ganz entblößtem Busen; hier ein geschraubter Herr mit einer Allongenperücke, und dort ein Philanthropist mit rund geschnittenem Haar.

Wer kennt nicht die Troubadours, jene Dichter der Liebe, einst eine Zierde jedes Hofes, und willkommen in jeder Stadt. Viele große Herren wurden Troubadours, und selbst Könige dichteten Lieder, die man vermuthlich immer sehr schön fand. Die Gabe zu lügen galt und gilt immer noch für eine große Empfehlung bei Hofe, doch damals mußte man in Versen lügen können; und auch das war noch nicht genug, denn um auf den Namen eines braven Troubadours Anspruch zu machen, mußte man die gereimten Lügen mit Anstand und einer angenehmen Stimme abzusingen verstehen. Gleich dem Homer gingen sie, die Leier in der Hand, von Ort zu Ort, und sangen ihre Lieder; aber der alte blinde Homer gewann bei seinen göttlichen Gesängen kaum einen Bissen Brot, da hingegen die Troubadours oft ein glänzendes Glück durch Gedichte machten, deren ganzer Vorzug Natur und Anmuth war, zuweilen durch ein wenig Spott gewürzt.

Savary de Mauleon, ein Jüngling von hohem Stande aus Poitou gebürtig, und ein ausgezeichneter Troubadour, erschien im Gefolge des Grafen von Provence, dessen Hof die Wiege jener Gattung von Dichtkunst war, und wo alle diejenigen eine gastfreie Aufnahme fanden, welche sich darin hervorthaten. Blos durch Witz und Galanterie wollte Savary glänzen, darum verbarg er seinen Namen, und nannte sich Fringaire, ein Wort, welches in der Sprache der Provençalen einen Liebhaber bedeutet. Man setzte bald das Beiwort schön hinzu, und er hieß überall der schöne Fringaire.

Der Graf von Provence liebte ihn; es war keine Dame am Hofe, die nicht von ihm besungen zu werden wünschte. Mit einer reizenden Stimme verband er eine angenehme Gestalt, sein Gesicht war rund und braun, sein Haar schwarz, seine Schultern breit, und sein Anstand männlich. Keine Schöne fand diese Nebendinge überflüssig, und wenn man ihn sah, vergaß man oft den Wunsch, ihn zu hören.

Er besang die Gräfin von Provence. Er redete mehr als Einmal öffentlich im Gerichtshof der Liebe, und erntete allgemeine Bewunderung. Man bot ihm die ersten Stellen unter den Gliedern jenes Gerichtshofes an, die eben so einträglich als ehrenvoll waren. Er schlug alles aus, trotzte auf seine Freiheit, und wollte nie andere Fesseln tragen, als die seiner Dame. Ein solches uneigennütziges Verfahren ließ seine hohe Geburt vermuthen, man zischelte sich in's Ohr, er sei ein Königs- oder Fürstensohn, der nur sich selbst und den Damen zu gefallen Troubadour geworden, und der sich zu erkennen geben werde, so bald er die Geliebte seines Herzens gefunden. Dieses Gerücht vermehrte seinen Ruf, seine Lieder schienen noch besser als vorher; alle Minnesinger wurden seine Nebenbuhler, und alle Damen liebäugelten mit ihm; jene suchten ihn zu verschreien, und diese zu fesseln. Die Schönen, welche er besang, haßten sich vom ganzen Herzen unter einander. Es entstanden Spaltungen im Gerichtshof der Liebe, und Factionen im Parlament. Die Urtheile wurden nicht mehr

einstimmig gesprochen, denn die Weiber waren immer auf seiner Seite, und die Männer immer gegen ihn. Man will sogar behaupten, er habe seinen Kredit mißbraucht, und zuweilen Entscheidungen bewirkt, über die er nachher selbst lachte.

Aber auch seine Stunde war gekommen. Er sah Marien von Sicilien, eine Tochter Robert's mit dem Zunamen der Gute und Weise, der damals Graf von Provence war; er sah und liebte sie. Gern hätte er es ihr gesagt, aber Esclarmonde de Foix, die Tante der Prinzessin, welche den schönen Fringaire mit ihrer besondern Zuneigung beehrte, wußte eine nähere Erklärung immer zu verhindern, und brachte durch ihre aufgedrungene Gesellschaft den guten Minnesinger nicht selten zur Verzweiflung.

Mariens Frühling hatte kaum begonnen. Ein schlankes Mädchen, mit großen blauen Augen, einer Rosenknospe statt des Mundes, und Perlen statt der Zähne. Sie wußte, daß ihr aschfarbiges Haar lang und schön war, daher ließ sie es gern in wallenden Locken um ihre Schultern flattern, eine Mode, die alle Damen am Hofe, mit langen und kurzen, schlichten und krausen Haaren ihr bald nachmachten. Die Schönheit ihres Geistes glich den Reizen ihres Körpers. Marie erhielt Sitz und Stimme im Gerichtshof der Liebe, und Niemand wußte besser als sie, zu rechter Zeit Beifall zu lächeln, wenn etwas schön und fein Gedachtes gesagt wurde.

Ihr Liebhaber vertheidigte, um ihr zu gefallen, vor dieser ehrwürdigen Versammlung manchen auffallenden Satz; er bewies zum Beispiel, daß ein kleiner Fuß — (Marie hatte den niedlichsten Fuß in der ganzen Provence) der anziehendste Reiz eines Mädchens sei; daß man die Blondinen den Brünetten vorziehen müsse, weil ein schwarzes Auge immer Härte und Unbestand verrathe; daß fliegendes Haar schöner schmücke, als Diamanten und Perlen u. s. w. Er wußte seine Behauptungen immer auf scheinbare Gründe zu stützen, und mit Witz und Laune zu verzieren; jedoch Anwendungen zu machen erlaubten sich höchstens seine Blicke, und seine Blicke wurden verstanden. Schade daß wir den größten Theil dieser seltenen Abhandlungen eingebüßt haben! begeistert durch Liebe, und angefeuert durch den Wunsch zu gefallen, was mußte er nicht leisten! — O ja, er leistete so viel, daß Graf Robert und Esclarmonde darob in Wuth geriethen. Der Eine wollte ihn von seinem Hofe verbannen, und die Andere verlangte gar, man solle ihn in's Gefängniß werfen. Es fehlte wenig, so hätte man ihn einem andern Gericht übergeben, als dem Gerichtshof der Liebe.

Was war dabei zu thun? Savary sann auf Mittel, Esclarmonden zu besänftigen. Der Vorzug, welchen er den blauen Augen gab, hatte sie nicht beleidigen können, denn ihre Augen waren von gar keiner Farbe, und es mußte ihm leicht werden, sie zu überreden, daß sie blau wären. Glücklicherweise hatte sie auch einen kleinen Fuß. Freilich hatte dieser Fuß eigentlich eine runde Gestalt, und war eben so

dick als lang, aber wie leicht konnte nicht ihre Eitelkeit Savary's Lob auf sich ziehen. Er versuchte es, dieser Eitelkeit die gewünschte Richtung zu geben, und es gelang ihm.

Esclarmonde war entzückt, den schönen Fringaire zu ihren Füßen zu sehen, sie wollte die Macht ihrer Reize durch Geschenke verstärken, und ließ einen kostbaren goldenen Becher bringen, in welchen der Künstler die Liebe Titons und Aurorens gegraben hatte. Aber ach! gerade in dem kritischen Augenblicke, als sie ihm diesen Becher überreichte, trat ihre Nichte herein; die Tante entfärbte sich, ihre Hand bebte, der Becher entschlüpfte ihr, und fiel zu Boden. Marie und Savary bückten sich zu gleicher Zeit ihn aufzuheben, und bei dieser Gelegenheit berührte Mariens Hand die des glücklichen Liebhabers. Ob es mit Vorsatz geschehen, wage ich nicht zu entscheiden. Der Nebel des grauen Alterthums ruht auf dieser Begebenheit, und wer könnte die Wahrheit bestimmen, wenn es auch gestern Abend geschehen wäre. Mit mehrerer Gewißheit hat die Geschichte uns den Umstand aufbewahrt, daß der Troubadour, mehr verliebt als klug, im Taumel des Entzückens aus dem Saale stürzte, und auf der Stelle ein Gedicht verfertigte, in welchem er die Frage aufwarf: welcher von dreien Liebhabern der Beglücktesté sei? Der einen günstigen Blick von seiner Schönen erhalten? oder dem sie die Hand gedrückt? oder dessen Fuß sie berührt? Das waren die Gegenstände, auf welche unsere guten Vorfahren ihre Metaphysik einschränkten. Die letzte Frage bezog sich auf einen seligen Augenblick, da Marie, in

Gegenwart des ganzen Hofes an dem Troubadour vorbei schlüpfte, und auf eine etwas gezwungene Art ihm auf den Fuß trat. Sie machte freilich Entschuldigungen darüber, aber die Anwesenden ließen sich nicht täuschen, und der entzückte Savary trug lange ein Lilla Band auf diesem getretenen Fuße, welches die Leibfarbe der Prinzessin war.

In seinem Gedicht wankte er lange unentschlossen zwischen den beiden letzteren Gunstbezeugungen, entschied aber endlich für die Berührung mit dem Fuße, und schloß mit der Versicherung, daß alles Gold des Pactolus, und alle Reichthümer Indiens seinem Herzen minder theuer wären, als dieser kostbare Beweis einer schüchternen Liebe.

Ein Dichter ist oft klug genug, nicht Alles zu sagen, was er denkt, aber selten so klug, zu verschweigen was er schrieb. Esclarmonde wüthete, und der schöne Fringaire büßte seine Unbesonnenheit durch eine schmerzliche Verbannung aus Mariens Gegenwart. Er mußte den Hof des Grafen von Provence fliehen, und irrte traurend umher. Am Hofe von Frankreich nahm man ihn mit Achtung auf, auch dort zeichnete er sich aus durch seine Talente, aber noch immer verschwieg er seinen Namen, jetzt größtentheils aus Furcht vor seinem Vater, der, wie der Vater Friedrich's des Großen, keinen Sinn für die feinere Bildung seines Sohnes hatte. Geschmacklose Feste, Jagd und Pferde waren seine einzige Freude. Auf der Jagd starb er auch endlich von einem Eber verwundet. Savary de Mauleon beweinte den Todten, und verbarg seinen Stand nicht länger.

Kaum wurde sein Name bekannt, als jede Mutter ihn zum Sohne, jedes Mädchen zum Gatten wünschte. Aber jetzt erklärte der treue Savary laut seine Leidenschaft für Marien von Sicilien, und eilte auf Flügeln der Liebe zurück an den Hof von Provence. Ach! wie fand er Alles verändert! Esclarmonde war gestorben, aber die Prinzessin hatte ihr Herz dem berühmten Florentiner Bocaz geschenkt, der zwar nicht schöner sang als Savary, aber jünger war als er. Verschmähte gleich Marie die Lieder des vormals geliebten Fringaire nicht, so gab sie doch den Bewerbungen ihres neuen Buhlers einen auffallenden Vorzug. Verzweifelnd floh Savary auf seine Güter, wo er bis zum Jahr 1382 seine Leiden in rührende Lieder hauchte.

Um jene Zeit argwöhnte man, Marie von Sicilien sei Mitschuldige an dem Tode des Königs von Neapel, Andreas von Ungarn, und dieser Argwohn kostete ihr den Kopf. Savary erfuhr es, versank in Schwermuth, und überlebte ihr trauriges Schicksal nicht lange. Er starb, beweint von allen seinen Vasallen, deren Wohlthäter er gewesen war.

Als von einem Manne gesprochen wurde, der gern und oft in den Spiegel sah.

Ihm die Gestalt zu neiden fällt mir nimmer ein,
So eitel auch sein Bild aus jedem Spiegel winkt;
Ich wünsche nur so schön zu sein,
Als Er sich dünkt.

Die neue Atalanta.

(Eine Begebenheit, die sich im J. 1757 bei Dinan in Bretagne zutrug.)

In einer Gesellschaft von mehreren Damen, behauptete der Chevalier de la Houssaye, ein schöner, großer und geschmeidiger junger Mann, daß die Frauenzimmer durch ihre engen Schuhe es endlich dahin bringen würden, wie die Chinesinnen, nicht drei Schritt weit gehen zu können; daß man sie bald aus einem Zimmer in das andere werde tragen müssen, und daß, mit einem Worte, jede Dame wenigstens zwei Stunden Zeit gebrauche, um bis zu dem Schloß de la Caraye zu gehen, welches kaum eine starke Viertelmeile von Dinan entfernt liegt. Sein Ton und Gesicht waren dabei so mitleidig verspottend, daß endlich eine junge Dame aus der Gesellschaft, Mademoiselle de la Pilaye, die geckenhafte Uebertreibung nicht länger ertragen konnte. Dieses liebenswürdige Mädchen war jung, hübsch und geistreich.

„Wollen Sie wetten, mein Herr," hub sie an, „daß ich früher als Sie auf dem Schloß de la Caraye sein werde?"

Ein Wettlauf mit einer schönen Dame, welcher galante Mann wird das abschlagen? Der Chevalier nahm die Ausforderung mit Vergnügen an. Der entscheidende Tag wurde auf den 9. October festgesetzt, und am 9. October, Nachmittags um zwei Uhr, erschienen wirklich beide Kämpfer auf dem bestimmten Platze. Das Mädchen trug ihre gewöhn-

lichen, der Jahreszeit angemessenen Kleider, nur von leichtem Zeuge. Der Jüngling hingegen hatte sich blos in eine kurze Weste gekleidet, und eine kleine baumwollene Mütze auf dem Kopfe. Diese vorsichtigen Zubereitungen mißfielen gleich der zahlreichen Versammlung; das Interesse für die junge Dame verdoppelte sich, Jeder schickte fromme Wünsche für sie zum Himmel, aber Niemand wollte auf ihre Hand, oder vielmehr auf ihren Fuß, wetten; man wagte nicht einmal zu hoffen. Eine unendliche Menge Volks war auf dem Sammelplatze, große Haufen hatten sich bereits voraus nach dem Schlosse de la Garaye begeben, und wer nicht hier oder dort war, der stand am Wege und lauerte, beide Seiten der Straße waren mit Menschen bedeckt.

Jetzt wird das Zeichen gegeben, und die Wettläufer fliegen davon. Der Chevalier macht anfangs allerlei Sprünge und Entrechats, um zu zeigen, daß er seinen Feind nur gering achte. Als er aber merkt, daß die schöne Gegnerin, ohne darauf zu achten, einen ziemlichen Vorsprung gewonnen, nimmt er plötzlich alle seine Kräfte zusammen. Es wird ihm nicht leicht sie einzuholen, aber es gelingt ihm doch. Die liebenswürdige Pilaye hatte ihrerseits mit einem leichten aber gemässigten Schritte angefangen, so daß sie noch nicht im geringsten ermüdet war, als der Chevalier sie einholte. Jetzt kam es darauf an, ihn nicht vorbei zu lassen, sie strengte ihre äußersten Kräfte an, und es gelang ihr.

Diejenigen, welche die Kämpfer hatten auslaufen sehen, sahen bald nichts mehr. Diejenigen, welche ein Drittheil

des Weges vorausgegangen waren, sahen nur noch den Staub, den die Füße des Chevaliers machten, denn die leichten Schritte seiner Gegnerin erregten keinen Staub. Niemand war im Stande ihr zu folgen, die Zephyrs allein hatten das Recht sie zu begleiten; es schien, als ob sie auf ihren Flügeln getragen werde, und nur zum Schein Schritte mache, denn sie berührte die Erde nicht. Ein kleiner Mantel von Flor wallte hinter ihr her, und schien wider Willen mit Gewalt nachgezogen zu werden. Die Wünsche des Volks kamen den Zephyrs zu Hilfe; die Kräfte der schönen Wettläuferin schienen sich zu vermehren, in dem Grade als die ihres Gegners abnahmen. Jetzt blieb er einige Schritte hinter ihr, jetzt war er wieder neben ihr. Zwischen Furcht und Hoffnung schweben die Zuschauer, und athmen kaum, aber noch immer wünschen sie mehr als sie zu hoffen wagen. Der Held scheint endlich ermüdet, die Heldin wird es gewahr, rafft ihre ganze Stärke zusammen, und fliegt wie ein Blitz an ihm vorüber. Er hat keinen Athem mehr. Scham und Verdruß glühen in seinen Augen, er bekennt sich überwunden, setzt sich nieder, und geht bald darauf durch Nebenwege nach der Stadt zurück. Er langt in seiner Wohnung an, ein finsteres Schweigen verkündigt seine Niederlage, er entkleidet sich schnell und legt sich voll Unmuth zu Bett. Dort wollen wir ihn lassen, um zu der neuen Atalanta zurückzukehren.

Sie erfuhr ihren Sieg später als die Zuschauer, denn sich umzusehen, um hinter sich zu blicken, hätte einen gefähr-

lichen Zeitverlust verursacht. Aber da sie endlich ihren Gegner nicht mehr weder laufen noch keuchen hört, so wagt sie einen Rückblick und sieht sich allein. Nun hätte sie ohne Gefahr ausruhen können, aber sie verschmäht die Ruhe, und begnügt sich blos, den schnellen Lauf in einen leichten Schritt zu verwandeln. So kommt sie glücklich bis nach la Garaye, wo ein lautes Freudengeschrei ihr entgegen tönt. Das jubelnde Getöse pflanzt sich fort von Haufen zu Haufen derer, die ihr gefolgt waren, man hört es in der Stadt selbst, und der Triumph ist nicht mehr zweifelhaft. Alle Welt will Theil daran nehmen, alle Wagen werden angespannt, alle Pferde gesattelt, die Straße wimmelt, man streitet um den Vorzug, die liebenswürdige Siegerin zurück zu führen. Bescheiden und gelassen widersteht sie den Bitten ihrer zahlreichen Freunde. »Das Fuhrwerk,« spricht sie, »welches mir den Sieg verschaffte, soll mich auch nach der Stadt zurückbringen.« Sie macht sich auf den Weg, alle Standespersonen beiderlei Geschlechts von ganz Dinan begleiten sie, vor ihr und hinter ihr wallt eine zahllose Menge Volkes, die leeren Wagen beschließen den Triumphzug.

Indessen haben die galanten französischen Offiziere eilig die Garnison zusammen berufen, und empfangen sie am Thor mit kriegerischer Musik. Unter dem Schall der Trommeln, Pfeifen und Hoboen, begleitet sie der ganze Zug bis vor ihre Hausthür. Dort überhäuft man sie nochmals mit den scheichelhaftesten Lobeserhebungen, und gönnt ihr die nöthige Ruhe. Doch nur bis auf den Abend. Die

Gräfin de la Bretonniere, die Mutter des Gouverneurs, gab ein großes Souper, welchem ein glänzender Ball folgte, wo die Heldin des Tages im schwebenden Tanz eben so leicht ihre Gespielinnen besiegte, als sie den kecken Chevalier im Wettlauf besiegt hatte.

Die vier Louisd'or, welche sie durch die Wette gewonnen hatte, sandte sie noch am nämlichen Abend einem Stifte zu, wo arme Mädchen erzogen wurden.

Liebenswürdiger französischer Enthusiasmus! was ist aus dir geworden! Wer konnte am 9. Oktober 1757 voraussehen, was am 6. Oktober 1790 geschehen würde! —

Der Zauberreiz der Sittsamkeit.

(Eine griechische Erzählung.)

In ewig blühenden Hainen wandelte Lycophron traurig, und seufzte um Aglaja, die Gespielin des Knaben, die Geliebte des Jünglings, jetzt Priesterin Apolls.

»Hier hüpfte sie sonst mit m r durch das lachende Tempe — ich bin allein, und die Bäume blühen nicht, die Blumen duften nicht. Wo sonst ihre süße Stimme die wilden Bewohner des Waldes herbeilockte, da gurgelt heute die Nachtigall ihr fades Lied. Auf jener Rasenbank webte sie einen Schleier, und unter ihren Rosenfingern schämten sich der Purpur von Tyrus und die Perlen des Orients.

Ach! dieser Schleier verhüllt sie mir auf ewig! grausamer Sohn Latonens! du hast mir Aglajen geraubt! was soll mir ohne sie des Lebens drückende Last!»

So klagte Lycophron. Seine Thränen flossen in die Wellen des Waldstroms, der sie schäumend hintrug an das ferne Gestade, wo er die Mauern von Apoll's Tempel bespülte. »Nur allein diese Wellen, die meine Thränen verschlangen, finden den Weg zu jenem unzugangbaren Heiligthum! Ha! diese Wellen, diese Thränen, netzen vielleicht Aglajens Füße im Bade! ein fremder Schauer durchbebt vielleicht ihre schönen Glieder. — Und wenn sie nun die Krümmung des Stromes hinaufblickt — was schwimmt daher — was wogt auf dem Wasser — bald von überhängenden Zweigen gehalten, bald von der nächsten Welle weiter geführt — ein Leichnam — ein Unglücklicher — ha! es ist Lycophron! der treue Liebende, der Aglajens Verlust nicht überleben konnte. Sieh da wirft der Strom den entseelten Körper an's Ufer, neben ihm kniet Aglaja, und benetzt die kalte Wange mit ihren warmen Thränen. — O! um diesen Preis sei mir der Tod Gewinn! ihr Götter der stygischen Nacht! gewährt mir die letzte Bitte! tragt die entseelte Hülle zu Aglajens Füßen!»

Kaum zitterten noch in den Lüften die letzten Töne von Lycophron's Klagen, schon hatte der Waldstrom den Unglücklichen verschlungen. Doch er war der Sohn der Nimphe Epicharis. Mit mütterlicher Angst umschwebte sie den Jüngling, ihre Arme fingen ihn auf, als die Verzweif-

lung ihn hinabstürzte, leblos trug sie ihn an's Ufer, und erwärmte sein Herz an ihrem Busen. Er schlug die Augen auf.

»Sohn! Sohn! was habe ich dir gethan, daß du meine Sorgfalt und Liebe durch fressenden Gram belohnen willst!«

»Mutter! du hast mich geboren, aber Aglaja gab mir das Leben. Warum hast du mein Herz an deinem Busen erwärmt, daß es wieder klopft, wenn es nicht für Aglajen klopfen darf!«

»Hoffe,« sprach die Mutter, »hoffe und vertraue meiner Liebe. Wenn das rührende Flehen der Natur die Unsterblichen zu beugen vermag, so kehre ich in dreien Tagen mit der holden Aglaja zurück. Bis dahin lebe, liebe und hoffe!«

So goß die Nimphe Epicharis lindernden Balsam in die Wunden des Jünglings. Auf einem leichten Wölkchen sah er sie dahin schweben, und sein Gebet eilte vor ihr her. Ah! sie wußte wohl, wie selten die Götter dem Rade des Schicksals in die Speichen greifen; sie wagte nicht, Aglajens Befreiung zu hoffen, nur Ruhe wollte sie dem Sohne durch eine liebliche Täuschung erringen.

»Dein Schmerz rührt mich,« so antwortete Proteus, den sie um Hilfe anrief, auf die Klagen der weinenden Mutter, »den Lauf des Schicksals zu hemmen, steht nur in Jupiter's Macht. Doch glücklich sind die Sterblichen! Täuschung gilt ihnen für Wahrheit, und jene deinem Sohne zu gewähren, ward von den Göttern mir vergönnt.

Nimm diesen Gürtel; er ist es, der mich bald in eine blaue Wolke hüllt, bald in Wassertropfen auflößt; durch den ich, jetzt ein flammendes Gestirn, in der Luft schimmere, und jetzt wieder eine bunte Schlange mich im Grase winde. Wer diesen Gürtel trägt, dem lügt der leiseste Wunsch jede Gestalt an. Täglich müsse ein Mädchen sich damit umgürten, und den Augen deines Sohnes als Aglaja erscheinen. Gern würde ich ihn ganz beglücken, wenn ich mit Aglajens Schönheit auch ihr Herz verleihen könnte.»

Die getröstete Mutter stammelte ihren Dank, und eilte auf Flügeln der Sehnsucht den Ufern des Waldstromes zu, wo Lycophron am Morgen des dritten Tages der versprochenen Rettung entgegen seufzte. Epicharis erschien, neben ihr die junge Syrinx, mit dem wunderreichen Gürtel umgeben, der ihr Aglajens reizende Gestalt andichtete. Der Jüngling sinkt sprachlos in ihre Arme, aus Wonnegefühlen schlürft er Vergessenheit seiner Leiden, und der Palast seiner glücklichen Mutter ertönt von lautem Jubel.

Aber welche unbegreifliche Verwandlung! der Rausch des ersten Entzückens verfliegt, und Lycophron fühlt sich minder beglückt, als er an Aglajens Busen zu werden hoffte. Lieh nur seine glühende Einbildungskraft ihr jenen himmlischen Reiz, den er heute an ihr vermißt? oder hat die Erfüllung seiner Wünsche Ueberdruß erzeugt? oder ist Aglaja nicht mehr, die sie war? hat das Heiligthum Apoll's ihre Unschuld vergiftet? wo blieb die sittsame Schüchternheit, die holde Scham, das liebevolle Widerstreben, alle jene

jungfräulichen Eigenschaften, welche die Zärtlichkeit zu Begierden entflammten, und doch die Begierden mit Leichtigkeit fesselten. — O Sohn Latonens! was ist aus Aglajen geworden! — Die Glut des Verlangens hat die Röthe der Scham von ihren Wangen verjagt, hat die Thräne des Mitgefühls aus ihren Augen verdrängt. Grausamer Gott; du gabst mir ihre Gestalt zurück, ihre Tugengen blieben der Schmuck deines Tempels!

So haderte Lycophron mit den Unsterblichen. Zevs hörte seine Klagen und fühlte Mitleid. Ungern gehorchte Apoll dem Vater der Götter, ungern versprach er die reizende Aglaja dem liebenden Jüngling zurückzugeben, doch nur dann, wenn diesen, bei freier Wahl, sein Herz nicht irre führe.

Eine Wolke umschleierte Lycophron. Von den Ufern seines Waldstroms sah er sich plötzlich in Apoll's Tempel versetzt. Die Wolke zerfloß um ihn her, und sein staunender Blick ruhte auf zwanzig Nymphen, deren Jede Aglajens Ebenbild war. Entkleidet von den blendenden Lichtstrahlen stand Phöbus vor ihm. »Deine Klagen,« so sprach er mit sanftem Ernst, »haben den Vater der Götter erweicht; in deinen Händen ruht jetzt dein Schicksal. Deine besorgte Mutter hat dich durch die nämliche Gestalt getäuscht die du hier zwanzigfach vor dir siehst. Wähle! Eine unter ihnen ist die wahre Aglaja. Doch wisse, daß deine Wahl unwiderruflich ist. Leitet dein Gefühl dich irre, so ist Aglaja auf ewig für dich verloren!«

Phöbus schwieg. Aengstlich flogen die Blicke des Jünglings von Nymphe zu Nymphe, immer die nämliche holde Gestalt, der nämliche Grazienwuchs; das Auge einer Jeden ruhte freundlich auf ihm, und schien zu sagen: ich bin die, die vormals mit dir durch das lachende Tempe hüpfte; ich bin die, deren süße Stimme die wilden Bewohner des Waldes herbeilockte; wähle mich, mein Geliebter! laß dich nicht täuschen durch die trügende Gestalt meiner Nachbarin. —

Ach! wie beklommen war das Herz des armen Jünglings! An diesem Augenblicke hängt sein Leben! wohin er sieht, steht Aglaja vor ihm; welcher mitleidige Genius flüstert ihm zu: das ist sie! — noch Einmal durchlaufen seine forschenden Blicke den schönen Halbzirkel, überall begegnen sie Aglajens Blicken — Nur eine, die sich mit schüchterner Bescheidenheit hinter ihre Nachbarin zu verbergen scheint; nur eine, deren niedergeschlagenes Auge am Boden haftet — ha! sie ist es! — Lycophron stürzt zu ihren Füßen! — Unverkennbarer Reiz der weiblichen Sittsamkeit! — »Ja sie ist es!« spricht Apoll: »geht ihr Glücklichen! sie werde dein Weib! und lege nie den Schleier holder Scham von sich, der die Männer auf ewig fesselt.«



Der Schlüssel zum Geheimniß der klugen Welt.

So ist ein drolliges Buch betitelt, welches im Jahr 1708 gedruckt wurde, und einen gewissen Carolo Bisani zum Verfasser hat. Er schimpft in der Vorrede auf den gottlosen Vanino und Spinoza, und, da er befunden, daß weder in italienischer, französischer, noch andern Sprachen, Jemand das Geheimniß der Klugheit aller Menschen, wie solche nach jedes besondern Stande insgeheim prakticiret wird, beschrieben hat; als hat er sich selbst über diese Arbeit gemacht; doch sind es nur die ersten Rudimenta, in General- und Special-Maximen abgefaßt. Sollte sich ein unzeitiger Kritikus oder Neider daran reiben, so wird er sich um denselben so wenig als um den Hofnarren des großen Moguls bekümmern.

Ich bin nun zwar weder ein Kritikus noch ein Neider, noch auch Hofnarr des großen Moguls; aber ich habe mir das Vergnügen nicht versagen können, einige seiner General- und Special-Maximen Auszugsweise mitzutheilen, auf daß meine Leser daraus lernen mögen, wie das Geheimniß der Klugheit aller Menschen insgeheim prakticiret wird.

Den Fürsten, welche, wie billig, den Anfang machen, gibt Herr Carolo Bisani den Rath: durch kluge Narren und Anderer ihre Maitressen, die allergeheimsten Dinge

herauszulocken; Lotterien anzulegen und Aemter zu verkaufen, um den Schatz groß und hoch zu machen; Spione zu gebrauchen *), und was dergleichen schöne Sachen mehr sind.

Der Aulicus (Hofmann) soll sein Glück bei Hofe durch Anderer Unglück befördern. Er soll den Fürsten, nach seinem Humeur, bald mit neuen, bald curieusen, bald auch ernst- und scherzhaften Sachen divertiren.

Der Arzt gebraucht folgende vier Dinge, um einen großen Ruf zu erwerben: ein gutes Antiscorbuticum, ein Confortans, ein Bezoardicum, und ein bewährtes Anodynum.

Die vernünftigste Regel gibt er dem Kaufmann. Er soll sich nämlich vor debitoribus hüten, die er nicht mahnen darf.

Eine Dame soll: gegen Verwegene unempfindlich, gegen Unhöfliche höhnisch, und gegen Listige verschmitzt sein. Sie soll ihren Feinden alle Occasion benehmen: durch Entziehung ihrer Person, durch listige Verhöhnung, und durch verstellte Mienen.

Wenn eine Demoiselle sich unter Leuten befindet, die nicht modest und manierlich genug sind, so soll sie Erstens bei Seite gehen, als ob sie nichts gehört. Zweitens die vorige Miene beibehalten, und Drittens den Diskours

*) Den nämlichen Rath gibt 1793 Herr von Sartori in seinen Leopoldinischen Annalen.

als von ungefähr changiren. Hilft das noch nicht, so soll sie Erstens ihr was zu thun machen Augenblicks; Zweitens mit einer andern Person diskouriren, und Drittens ihre Miene sogleich verändern. Auf diese Art werde sie sogleich erkennen: Honnette, Galanes und Fantasten, und im Stande sein, kräftig abzuweisen: alle Galanes, alle Ungetreue und alle Verwegene *).

Um der üblen Nachrede vorzubeugen, soll sie sich nicht mit dem Gesinde zanken, und nicht mit alten Weibern familier sein.

Ein Freier bekömmt den Rath, das Temperament und Humeur seiner Dame durch ihr Gesinde zu erforschen. Heirathen soll er alsdann zu Gottes Ehre, zu seinem und des Nächsten Besten. (Guter Bisani! seit die Welt steht, hat noch Niemand zu Gottes Ehre und des Nächsten Besten geheirathet.) Ist er nun aber doch in seiner Wahl unglücklich gewesen, so soll er seine Klugheit besonders darein setzen: daß er seine Frau zu divertiren wisse; er soll nicht

---

*) Daß man im Jahre 1708 dergleichen Albernheiten schrieb, möchte noch hingehen, aber daß im Jahre 1792 ein gewisser Hr. Schwarz, hessendarmstädtischer Prediger, und Mitglied der literarischen Gesellschaft zu Mainz, in einer Theorie der Mädchen-Erziehung behaupten konnte: »das Mädchen dürfe nicht eher verliebt werden als zu rechter Zeit, und gerade in diejenige Mannsperson die es heirathen könne« das — beweist wenigstens, daß die Töchter des Herrn Schwarz, wenn er deren hat, in einer unangenehmen Lage sind.

jaloux sein ohne Raison, nicht zornig und nicht allzukarg. Wollen alle diese Mittel nicht anschlagen, so soll er sie zu bessern suchen: durch Entziehung der ordentlichen Lebensmittel (also durch Hunger) durch Benehmung der völligen Freiheit in Oeconomicis, und durch bestellte Verhöhnung und öffentliche Beschämung Anderer. Ich zweifle, ob durch diese heroischen Mittel viele Weiber gebessert werden.

Das sind, zum Scherz, einige Proben aus dem Buche eines Mannes, der auf Vanino und Spinoza zu schimpfen wagt.



August, Christel und Amor.

(Ein Dialog am Geburtstage meines lieben Weibes.)

Amor (weinend). Nein, das ist zu arg! ihr spielt mir da beide einen häßlichen Streich.

August. Was hast du dem armen Kinde gethan, liebe Christel?

Christel. Ich? nichts. Ich thue Alles, was der Knabe will.

August. Das thue ich auch. Warum weint er denn?

Amor. Soll ich nicht weinen? ist das unsere Abrede, daß ihr mich ein Jahrhundert nach eurer Vereinigung noch immer fest haltet? wenn ich so artig bin, auf einer Hochzeit zu erscheinen, so ist das so ziemlich Alles, was man

von mir erwarten kann. Aber seit der eurigen habe ich gar nicht entschlüpfen können. Wie lange soll denn das noch dauern?

August und **Christel** (zugleich). So lange wir leben!

Amor. So? das ist sehr tröstlich. Nein, so haben wir nicht gewettet. Was? ihr seid Eheleute, und ihr sperrt mich in euer Herz ein? ja wenn es noch die Freundschaft oder die Hochachtung wäre; aber ich —

August. Dich Flattergeist muß man einsperren. Freundschaft und Hochachtung werden mir nicht davon laufen, denn sie haben Kaution gestellt.

Amor. Und welche?

August. Geist und Herz meiner Christel.

Amor. Nun, ich setze dir ihre Reize zum Pfande.

August. Armer Junge, du wolltest fliehen und deine besten Waffen zurücklassen?

Amor. Da höre Einer den Ehemann! ist das nicht zum Verzweifeln!

Christel. Du solltest dich freuen, unser Glück gemacht zu haben.

August. Unsere innige Zärtlichkeit sollte dich rühren.

Christel (ihren Arm um den Gatten schlingend). Guter August! wie unaussprechlich liebe ich dich!

August (sie an seinen Busen drückend). Beste Christel! mein Alles auf der Welt!

Amor. Allerliebst! ich sehe wohl, daß ich hier nicht fort komme. Wenn der Tod mir nicht bald zu Hilfe eilt —

August. O wir nehmen dich mit in's Grab.

Amor. Noch besser!

August. Sperr' ihn ein, liebe Christel, der muthwillige Knabe soll uns nicht entwischen; aber an jedem deiner Geburtstage wollen wir ihn einmal herauslassen, um uns an seinen Klagen zu ergetzen.



Fragmente über die Freiheit des Willens!

(Vielleicht in hypochondrischen Stunden geschrieben.)

Tugend! Menschenwahn! woher der sanfte Glanz
Deiner schimmerreichen Oberfläche?
Weg mit dem erborgten Strahlenkranz!
Daß ich nie dich selig spreche;
Sei mir heilig, Göttertochter! Toleranz!
Daß ich nie verdamme meines Bruders Schwäche;
Daß ich nie ein täuschend Licht
Um des Helden Scheitel webe,
Und dem Muttermörder nicht,
Statt des Mitleids, Abscheu gebe.
Wohl dem Redlichen! dem hier, im Heiligthum
Seines Busens, reine Tugend flammte;
Weh dem Bösewicht, den hier, Gott weiß warum,
Eine höh're Macht zum Uebelthun verdammte.
Jenem rollt, mit sich, der Welt und Gott versöhnt,

Leichtes Blut durch jede Ader;
Dieser lebt, von Glück und Ruhm gekrönt,
Dennoch mit sich selbst in ew'gem Hader.
Aber du, frohlocke nicht!
Weil durch Gottes Hauch dein Funke heller glimmte;
Du des Lasters Zögling, o verzweifle nicht!
Weil Verhängniß zu Verbrechen dich bestimmte.

Wenn ein Gott ist — diesen Glauben
Soll kein Skeptiker mir rauben —
Wenn ein Gott die Welt erschuf,
Seine Weisheit ihren Plan sich dachte
Und auf seiner Allmacht Ruf
Jedes Nichts zum Sein erwachte;
Mußte jene Weisheit nicht
Ihrer Schöpfung Zwecke geben?
Müssen Finsterniß und Licht,
Thun und Leiden, Tod und Leben,
Nicht in unzertrennlichem Verein
Jenen Zwecken nur sich weih'n?
Sind sie gleich im Schöpfer Glanz verborgen,
Seine Weisheit bürgt: sie sind!
Heil dem schönen Frühlingsmorgen!
Wenn der Nebel einst verrinnt! —

Ewiger! der du die Kette aller Wesen
Fest verschlangst mit Zeit und Raum,

Du allein kannst diesen Knoten lösen,
Du nur deuten dieses Lebens Traum.

Was geschieht, das muß geschehen!
Deine blöden Augen sehen
Nicht der Schöpfung Bau, den weniger und mehr
Alle Wesen zu vollenden streben,
Nur ein Sandkorn gibst du her,
Doch dies Sandkorn mußt du geben.
Meinst du, Thor! der Herr der Welt
Werde, weil es dir gefällt,
Seinen ew'gen Plan, in tausend Augenblicken
Deiner Laune Spielwerk, tausendmal verrücken?
Kann der Erdensöhne Gaukelei
Ihn um seinen Zweck betrügen?
Soll er sich in eure Laune schmiegen?
Daß ihr prahlen könnet: wir sind frei?
Daß Empfindung einen Wetterhahn belebe,
(Laßt einmal dies Wunderwerk gescheh'n)
Er nicht wisse, daß es Winde gebe,
Die ihn nach Gefallen dreh'n;
Wahrlich! Trotz dem Menschen, trotz dem Christen
Wird er sich mit freiem Willen brüsten. —

Sprich! was nennest du Allwissenheit?
Wenn dir nimmer nach Gefallen
Diesen oder jenen Pfad zu wallen

Eine höhere Macht verbeut?
Thaten, die die Welt verwirren,
Wenn sie Gott vorher geseh'n,
Nun so mußten sie gescheh'n!
Oder konnte Gott sich irren?
Hat vielleicht nur Muthmaßung
Die Allwissenheit betrogen?
Wagst du diese Lästerung?
Du, im Staube groß gezogen! —
Schon im Chaos hat sein Auge überblickt,
Was seit Anbeginn der Welt geschehen;
Blüten, die der Sturm erst heute knickt,
Hat er schon im Chaos fallen sehen.
Und so schüttelte der Sturm,
Weil er mußte, jene Bäume;
Eingepflanzten Trieben folgt der Wurm,
Wenn er unserer Saaten Keime,
Unsere Hoffnungen, verzehrt;
Unfreiwilligem Streben folgt der Hunnen Führer,
Wenn er eine halbe Welt verheert;
Ja er mußte, denn der Weltregierer
Dachte ihn und seine Scharen,
Als noch keine Zeiten waren.

Meinst du, seit auf dieser Erde,
Durch das schöpferische werde!
Sich ein Thier, der Mensch genannt, bewegt,

Habe Gott den Scepter abgelegt?
Schlage nun die Arme in einander?
Sehe, herrschensmüd', in Ruh'
Einem Räuber Alexander
Oder einem Titus zu?
Lasse nach der Menschen Grillen,
Seiner Weisheit Schöpfung, seine Welt,
Hier mit Aberglauben, dort mit Blut erfüllen,
Wie Zeloten und Despoten es gefällt?
Und indeß durch schiefen Freiheitssinn
Sich der Franke in's Verderben brächte,
Sähe zweifelhaft der Schöpfer hin
Was daraus wohl werden möchte?
O! er weiß nur allzugut
Wie sich dort der Knoten lösen werde,
Und es netzte Frankreichs Erde
Ungezählt von ihm kein Tropfen Blut.
Auch die Mordsucht feiger Demagogen,
Die ein sanftes Volk um Ruh' und Glück betrogen,
Ist so gut als der Aurele Tugendbahn,
Ein bestimmter Punkt in seinem ew'gen Plan.

Soll ich mir des Schicksals Zwang verhehlen,
Weil die Eitelkeit mir Mährchen vorerzählt?
Muß ich zwischen Gott und Menschen wählen,
Wer von Beiden leidend sich verhält;
O so kann ich keinen Gott mir denken,

Der vor einer Narrenbude sitzt,
Gaffend, wie die Menschen boshaft und verschmitzt
Ihres Schicksals Zügel selber lenken.
Lieber glaub' ich, daß sein Hauch
In den menschlichen Maschinen webet,
Und zum Handeln sie belebet,
Wie zum Wachsen jenen Rosenstrauch.

* * *

O! wer mag das ungezählte Heer
Körperlicher Qualen fassen!
Wo ein Pulsschlag minder oder mehr
Herrschet über Thun und Lassen;
Wo der Seele mürbes Haus
Jedem Laster offen stehet,
Und ein unverdauter Schmaus
Auch des Weisen Kopf verdrehet. —
Ja, den Pilger auf der Schmerzens Bahn,
Ueberwältigt böser Sinn behender
Als die Woge einen lecken Kahn;
Ueber Völker Glück und Wohlfahrt ganzer Länder
Richtet oft ein hohler Zahn.

Wenn in deinen Eingeweiden
Sich Hypochondrie erzeugt,
Und dies unbegrenzte Leiden
Dich zur Erde niederbeugt;
Wenn mit einer Todtenfarbe

Jedes Ding du überziehst,
Und in einer Aehrengarbe
Schon das Bild des nahen Winters siehst;
Wenn der Argwohn seine Krallen
In dein blutend Herze drückt,
Schon ein unvermuthet Lallen
Deines Kindes dich erschrickt;
Wenn dein Geist Vergnügen findet
In der selbst erdachten Qual,
Jedes froh genoss'ne Mahl
Dir den nahen Tod verkündet;
Wenn dir Freundes Lächeln nur
Die Gefahr verhehlen heißet,
Und des Mitleids Thränenspur
Ein geöffnet Grab dir weiset;
Wenn ein unbedeutend Flüstern
Dich die Todes-Botschaft dünkt,
In der Nacht, bei jedem leisen Knistern,
Ein Gespenst hohläugig winkt;
Wenn du deine Hoffnung bauest
Auf ein hochgepriesenes Arcan,
Wenn du blind dich anvertrauest
Jedem Narren, jedem Charlatan;
Wenn um des zerbroch'nen Glases willen
Stunden, Tage lang du schmälst,
Und durch ungerechte Grillen
Weib und Kind und Freunde quälst;

Wirkt das Alles — und wer mag es leugnen? —
Körper=Schwäche nur allein,
Wagst du noch, dir Freiheit zuzueignen?
Wähnst du wirklich frei zu sein?

Hast du selbst dir rosenroth
Oder schwarz dein Blut gefärbet?
Ward ein jahrelanger Tod
Dir nicht oft vom Vater angeerbet?

Unvermeidliches Verhängniß!
Das uns von der Wiege bis zum Grabe zieht;
In der Stunde der Empfängniß
Schon die ferne Todesstunde sieht! —
Ob durch eine keusche Flamme
Deines Lebens Flämmchen brennt,
Ob dich Mutter oder Amme
Ihren lieben Säugling nennt;
Ob im Tartarhorden, ob im Negerstamme
Dir die erste Sonne schien,
Ob die erste Luft der Nil aus seinem Schlamme
Oder Schweizerberge dir verlieh'n;
Ob man dich mit Pisangfrüchten,
Oder Rennthierfleische speist;
Ob der Zufall dich in nord'sche Fichten,
Oder ind'sche Palmen eingekreist;
Alles das, und mehr — es scheine dir geringe —

Hat dein Elend oder Glück gebaut,
Und doch wurde keines dieser Dinge
Deiner freien Wahl vertraut.
Wider Willen schmückt der Mensch die Erde,
Forscht umsonst, woher er kam?
Und wohin er gehen werde?
Wie sich Freude oder Gram
In den Lebensbecher mischen?
Wer und was ihm Leben gab und nahm?
Warum dort vor Zwiebeln und Fetischen
Hier vor Sternen er die Knie beugt?
Warum dort, in Gift geweicht,
Der Malayen Pfeile ihn umzischen?
Warum hier, wo Unschuld Dürftigkeit versüßt,
Gastfrei ihn der Pelewaner grüßt?

Glaube! und Gesetz! verschieden
Wie das Klima, das euch schuf:
Welchen Einfluß wirken nicht hienieden
Eines Manco Lehre, eines Solon Ruf!
Wer darf sagen: ich will Heide
Oder Christ geboren sein?
Will mit einem Sklaven oder Bürger Eide
Xerxes oder Griechenland mich weih'n?
Wählst du Zeit und Ort, die Bühne zu betreten?
Gestern oder Heute? Ganges oder Nil?
Wer erkiest den Gott, zu dem er beten,

Das Gesetz, dem er gehorchen will? —
Warum lebt' ich nicht zu Zeiten uns'rer Väter?
Warum sah ich nicht mit Enkeln erst das Licht?
Hundert Jahre früher oder später
Machten mich vielleicht zum Bösewicht.
Warum leb' ich nicht am Ganges Strom, wo friedlich
Man den Kühen Kränze flicht?
Hundert Meilen nördlich oder südlich
Machen mich vielleicht zum Bösewicht.

Sieh' den zarten Knaben, höre, wie er keucht,
Wie ihm jedes kleine Lüftchen schadet,
Und in Sparta hätte er vielleicht
Im Eurotas sich gebadet.
Sieh die Mutter, deren Sohn
Man im Krieg erschlagen, ihre Knie wanken;
Jubelnd wär' sie dort in's Heiligthum gefloh'n,
Ihren Göttern laut zu danken. —
Blieb' in manchem Vaterland
Mancher Marat nicht ein guter Bürger,
Der am leichenschwangern Seine-Strand
Sich vertigerte zum Menschenwürger? —
Welcher unter euch kann wissen,
Wenn er friedlich in der Gattin Armen ruht,
Ob nicht auch vom Strom mit fortgerissen,
Dort er lechzen würde nach des Bruders Blut?

Wenn uns so das Schicksal gängelt,
Uns're Bahn sich labirinthisch schlängelt,
Jeder steh'n muß, wo er steht,
Jeder gehen muß, wohin er geht,
Was ist Freiheit dann? und was Moralität?
Wahrlich! nie geboren wäre besser,
Als zum Raube dienen jeder Windesbraut;
Das Geschenk des Lebens ist ein Messer
Einem Kinde anvertraut;
Wenn an edlen Lebenstheilen
Es sich tiefe Wunden sticht,
Der das Messer gab, der mag die Wunden heilen,
Doch das Kind bestrafen darf er nicht!
Dürft' es nicht, wenn auch der kind'sche Wahn
Um das Messer selbst gebeten hätte;

Aber sprich! was hat der Mensch gethan?
Bat er um die schwere Kette,
Die er langsam schleppt, in sie voll Unmuth beißt,
Und am Grabe doch nur ungern sie zerreißt?
Sprach der Baum im Walde: Meister her zu mir,
Ich begehr' ein Schiff aus mir zu zimmern?
Kann das lecke Schiff dafür,
Wenn die Wellen es zertrümmern?
Hat der Meister, als er es gebaut,
Seine Bahn bestimmt auf klippenlosen Straßen?

Wurd' es nicht dem Meere anvertraut
Wo die Wellen ewig rasen?

Könnte nur der arme Erdensohn
Die Erinn'rung des Gewesenseins vernichten,
O er würde gern des Lebens Anker lichten,
Wäre längst zurück in's todte Nichts geflohn!
Setzet mitten unter Sorgen
Einen Bettler auf den Thron;
Fraget ihn am andern Morgen:
Ob er ungern sich vom stolzen Jammer trennt?
Willig greift er nach dem Bettlerstabe,
Wenn ihr die Erinnerung ihm nehmen könnt,
Daß er einen Augenblick geherrschet habe.

* * *

Welchem eitlen Wahn' ist der Gedank' entquollen,
Dessen die Erfahrung lacht:
Freiheit sei die unbegrenzte Macht
Jedes Ding zu wollen oder nicht zu wollen? —
Solche Macht kann nur grundlosen Willen leih'n,
Folglich wäre sie beim Licht besehen,
Die Erlaubniß, in ein Tollhaus einzugehen,
Folglich müßte Wirkung ohne Ursach sein.
Aber die Erfahrung in dem Erdenleben
Thut euch überall die ew'ge Wahrheit kund:
Mensch, es ist nach Glück ein eigennütz'ges Streben,
Jeder Handlung erster einz'ger Grund!

Was den Wählenden ein Uebel dünket,
Glaubt ihr, daß er's wählen kann?
Nein, er kann nicht! seine Wage sinket,
Weil er Freude oder Glück gewann,
Oder zu gewinnen glaubte;
Wer ihm dieses Triebrad raubte,
Oder säh oft im stolzen Freiheitsmann
Nur den Esel eines Buridan.

»Aber,« sprecht ihr, »zugegeben
Dieses eigennütz'ge Streben,
Zugegeben unbedingt,
Daß nach Freude nur des Menschen Wille ringt;
Wählt er denn nicht frei und unbefangen
Wenigstens die Mittel zu dem Zweck?
Wie er seinen Wunsch erlangen,
Wie der Weise oder Geck
Sich die Freude haschen solle,
Das, zum mind'sten, überschaut ein freier Blick!
Wählt er also nicht das Stück,
Nun, so wählt er doch die Rolle.«
Wie? das wäre frei? ich nenn' es aufgeklärt.
Wissenschaft, Erziehung, haben diesen,
Mehr als jenen über echten Werth
Oder trügerischen Schein belehrt;
Aber Beide wollen nur genießen,
Glück ist Beider Augenmerk,

Dieser sucht ein Herz, und Jener harte Gulden;
Ist des einen Irrwahn nimmer sein Verschulden,
So des Andern Klugheit nie sein eig'nes Werk. —

»Aber,« rückt die Zweifelsucht entgegen;
»Zeugt für uns're Freiheit nicht
Jene Kraft zu überlegen,
Lang' und reiflich zu erwägen,
Eh' Vernunft das Urtheil spricht?
Gleich dem Wanderer, der fremdes Land durchzogen,
Wenn er nun am Scheidewege steht,
Für und wieder abgewogen,
Jenen oder diesen geht.«

Eitle Täuschung dieser Frage!
Denn die sogenannte Kraft, die überlegt,
Gleicht dem Züngelchen in einer Wage,
Die beinahe gleiche Lasten trägt.
Sieh es schwankt hinüber und herüber,
So auch wiegt der Mensch sein Haupt,
Wenn er zwischen Kreuzer oder Stüber
Eine Wahl zu treffen glaubt.
Laßt den Wanderer am Scheidewege steh'n,
Darf er wohl nach Willkür handeln,
Und die falsche Straße geh'n,
Wenn er sicher weiß, er werde irre wandeln? —

* * *

Gebt dem Wilden eine Uhr,
Voll Erstaunen wird er sehen,
Wie sich beide Zeiger drehen,
Rufen: »diese Kraft verlieh euch die Natur!
Ja, ihr dreht euch selbst beliebig nur.»
Einen Künstler in den Wunderwerken
Ahnen wird der Wilde nie,
Minder noch des Künstlers Absicht merken,
Das woher? warum? und wie?
So der Mensch, dem sinnliches Vergnügen,
Wie der Schmerz, den geist'gen Scharfblick raubt,
Der, wo schlau versteckt die Federn liegen,
Keck an keine Feder glaubt;
Der ein Wunder jenes Sphärentanzes,
Nur ein Schauspiel ihm zu Ehren, sieht,
Und vergißt, daß auf ein großes Ganzes
Jedes Einzelne sich nur bezieht. —

War nicht Gott allein die Feder
Von der ersten Handlung, die geschah?
Durch die Erste ist die Letzte da,
In einander greifen alle Räder,
Eine lückenlose Kette bindet,
Was dem Scheine nach der Zufall schied,
Eine Kette, deren allerletztes Glied
Nur im Allerersten seinen Ursprung findet.
Als der erste Mensch zum ersten Mal erfüllte

Was der erste Sinnes-Eindruck ihm gebot,
Sprich, wer war es, der die Nacht, die ihn umhüllte,
Lichtvoll umschuf? war's nicht Gott?
Als zum ersten Mal er fühlte, sah und hörte,
Wer hat auf der jungen Welt
Ihm die Gegenstände hingestellt,
Deren Anblick ihn die erste Handlung lehrte?
Und die Zweite war der Ersten Wirkung,
Wie der Dritten Ursach', welche dritte
Wiederum der vierten Mutter war;
So verschlungen, laufen Anfang, Ende, Mitte,
Schmiegt der erste Tag sich an das letzte Jahr.

Dieser Glaube soll mich schützen,
Wenn auch mit Despotenblitzen
Ein Gewaltiger mir droht;
Oeffnet mir wie Seneka die Adern,
Nimmer werd' ich mit dem Schicksal hadern,
Unvermeidlich war mein Tod!

Dieser Glaube soll, umringt von Schmeichler Scharen,
Mich vor Uebermuth bewahren,
Wenn man meine Tugend preist;
Ewigen Gesetzen nur gehorcht mein Geist!
Dank dem Schicksal, daß es meinen Sinnen
Solche Gegenstände ausgewählt,

Deren Eindruck nie verfehlt,
Für die Tugend zu gewinnen.

Wenn Verleumdung mich zu stürzen sucht,
Der Zelote meinem Namen flucht,
Soll mich dieser Glaube, Duldung lehren;
Keine Rachgier, keine Tadelsucht
Soll hinfort mich mehr bethören.
Dieser Glaube sei mein Wanderstab
Auf des Lebens Dornenwege;
Mutter Erde! öffne mir mein Grab!
Daß ich froh gewiß mich schlummern lege:
Gott! der Unnennbare! rief
Mich in dieses Pilgerleben,
Als mein Ich im Chaos schlief;
Er verlieh mir dieses Höherstreben,
Er wird dieser Ursach' Wirkung geben,
Und wenn Allmacht es gebeut,
Wenn es stimmt mit ihrer Weisheit Zwecken,
O! so wird in alle Ewigkeit
Diese Wirkung sich erstrecken!



Gebet um Dummheit.

Ach! lieber Gott! vor dessen Thron
Die Narren täglich treten,
Dich hat der König Salomon
Um Weisheit einst gebeten,
Und das beweist wohl sonnenklar,
Daß er ein dummer Teufel war.

Ach, lieber Gott, ich habe fast
Der Plackerei zu viel erlitten,
Und komm, erdrückt von meiner Last,
Um Dummheit dich zu bitten.
Gemächlich kutschet durch die Welt,
Wer diesen Reisepaß erhält.

O selig der der Narrenzunft
Getreu, nur Grütze sammelt!
Und jedem Lichtstrahl der Vernunft
Den Zugang fest verrammelt;
Ein sich'res Obdach schattet ihn,
Und sein Geschlecht wird ewig blüh'n.

Er, der sich über nichts betrübt,
Und alles geh'n läßt, wie es gehet,
Er wird von Jedermann geliebt,
Weil Keinem er im Wege stehet;
Hat man als Dummkopf ihn erprobt,
So wird sein gutes Herz gelobt.

»Ein guter Mensch,« spricht Jedermann,
Das heißt: er ist ein Schöps geboren,
Zieht eine Löwenhaut ihm an,
Doch seht, ihr wackeln lange Ohren.
Ein guter Mensch, ein ehrlich Blut,
Der nichts des Hängens würdig thut.

Weh' aber jenem armen Mann,
Der nicht zu jeder Thorheit schweiget,
Vor Mogul und vor Tartar Chan
Nicht unbedingt den Nacken beuget;
Entschlüpfet ihm ein loser Scherz,
So hat er traun! ein böses Herz.

Des Dummen Privilegium
Ist dumm zu schwatzen und zu handeln,
Kein Mensch bekümmert sich darum,
Man läßt ihn seine Straße wandeln;
Doch, wehe dir! wenn du klüger bist,
Und auch nur einmal dich vergißt.

Da kommen sie sanftmüthiglich,
Dir deine Augen auszukratzen,
Sie grinsen und zerfleischen dich
Mit ihren brüderlichen Tatzen,
Sie hacken, kneten, hämisch froh,
Flugs Elephanten aus dem Floh.

O seht nur, wie sie emsiglich
Nach eines Klugen Fehlern schnappen,
Ha! welche Freude! wenn sie dich
Auf einem dummen Streich ertappen!
Das wird von Ohr zu Ohr geraunt,
Das wird verbrämt, das wird posaunt.

Zerrissen wird dein guter Ruf
Von jedem Schuft in tausend Fetzen,
Und jeder Esel hebt den Huf,
Noch einen Schlag dir zu versetzen.
Mit Dornen wird dein Haupt gekrönt,
Von jedem V—lpi—s verhöhnt.

Verleumdung trifft den Dummen nie,
Die Frucht, die Würmer lockt, ist reifer,
Denn nur Genie, Verdienst, bespie
Verleumdung stets mit ihrem Geifer;
Die Geißel der Verleumdung schlägt
Den, der der Klugheit Bürde trägt.

Der Neid, dies böse Höllenkind,
Dies gelbe Recensentenfieber,
Ist dem Verdienst Sirocco-Wind
Und geht am Dummkopf nur vorüber,
Weil er ihn Freund und Bruder nennt,
Und ihm allein das Gute gönnt.

Vom Dichter wird für schnödes Gold,
Verstand dem Dummkopf angelogen,
Und auch die Liebe ist ihm hold,
Weil er, gegängelt und betrogen,
Vor seiner Thüre niemals fegt,
Und seinen Schmuck mit Freuden trägt.

Er stirbt, ha, wie am Firmament
Sein unbefleckter Nachruhm funkelt!
Weil Keinem er den Weg verrennt,
Die kleinen Geister nie verdunkelt;
An seiner Urne schallt es dann:
»Er war ein guter lieber Mann!«

O dreimal sel'ger Dummkopf! sprich!
Was bleibt dir übrig zu begehren?
Du lieber Gott! erhöre mich!
Du wollest Dummheit mir bescheeren!
Ich bitte dich mit Ach! und O!
Mach' mich so dumm wie ein Bund Stroh!



Als der Dichter ein Landhaus baute, und mit seiner Gattin der Arbeit zusah.

Liebe, süße, kleine Frau!
Sieh wie diese guten Leute
Emsig fördern unsern Bau
In die Läng' und in die Breite.

Laß uns, Weibchen, Hand in Hand
Ueber jene Balken steigen,
Fürchte nichts für dein Gewand,
Komm ich will dir alles zeigen.

Sei willkommen auf der Schwelle!
Gib mir einen frohen Kuß!
Gebe Gott an dieser Stelle
Dir noch manchen Herz-Genuß!

Jenes Zimmer wird hinfort
Frohe Häuslichkeit bewohnen,
Lieb' und Treue werden dort
Mich und dich im Stillen lohnen.

Mag der Fluren bunte Zier
Ein Gewand von Schnee bedecken,
Hier am Ofen wollen wir
Vor dem Winter uns verstecken.

Unter Kosen, unter Scherzen,
Sitzen wir an dieser Wand,
Lieb' im Auge, Lieb' im Herzen,
Einen Schiller in der Hand.

Mit den ersten Sonnenstrahlen
Wecket mein Klavier dich früh,
Mozart's Zaubertöne malen
Uns're Seelen-Harmonie.

Liebes Weibchen, sieh dich um —
Warum willst du mit Erröthen,
Keuscher Liebe Heiligthum,
Unser Schlafgemach betreten?

Diesen Platz der Toilette;
Ueberflüss'ge Ziererei!
Geist und Herz in ew'ger Wette
Schaffen deinen Reiz mir neu.

Dieses Zimmer, — kannst du rathen,
Was sich meine Liebe träumt? —
Wird in unsern kleinen Staaten
Einem Erbprinz eingeräumt.

Horch! ich höre schon ihn schreien.
Wenn die Mutter launisch ist,
Soll er mir sein Lächeln leihen,
Bis sie flugs den Vater küßt.

Hier, mein Weibchen, ist die Küche,
Zwar an Leckereien karg,
Nicht erbaut für Rittersprüche
Der berühmten Jungfer Warg *).

Hunger ist der Suppenschmecker,
Das Gewürz die Mäßigkeit,
Und der alte Tafeldecker
Heißt bei uns: Zufriedenheit.

Hier betritt dein lieber Fuß
Speisesaal und Gastgemächer;
Brauchen wir den Ueberfluß? —
Leere Köpfe, volle Becher;

Leere Herzen, viel Geschwätz;
Die mit großen Tafeln prangen,
Stricken nur ein gold'nes Netz,
Langeweile sich zu fangen.

Wo zufried'ne Liebe wohnt,
Da ist stille Herzenswonne;
Unser Abendgast der Mond,
Unser Mittagsgast die Sonne.

---

*) Jungfer Warg hat ein, hier zu Lande sehr beliebtes, schwedisches Kochbuch geschrieben.

Liebe, süße, kleine Frau!
Vor der Welt und ihren Stürmen,
Der Verleumdung gift'gem Thau,
Soll uns dieses Dach beschirmen.

Wenn sich Pöbelhaß und Neid
Hinter unserm Rücken gatten,
Soll in froher Einsamkeit
Mich und dich dies Dach beschatten.

Laß uns hier nach Gottes Willen
Leben, wirken, Gutes thun;
Laß uns hier, so ganz im Stillen,
Auf der Liebe Mirten ruh'n.

Bis mit freundlicher Geberde
Uns der Tod ein Häuschen baut,
Und der guten Mutter Erde
Ihre Kinder anvertraut.

Wenn sie, liebes Weib, dereinst
Mich aus diesem Hause tragen,
Du an meiner Urne weinst,
Dich der Trennung Schmerzen nagen;

O so denke, was allein
Du mir warst, ich dir gewesen;
Laß an meinem Grabesstein
Pilger diese Worte lesen:

»Die Welt verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,
Verleumdung war sein trübes Los;
Glück fand er nur in seines Weibes Armen,
Und Ruhe in der Erde Schooß.

Der Neid war immer wach, ihm Dornen hinzustreuen,
Die Liebe ließ ihm Rosen blüh'n; —
Ihm wolle Gott und Welt verzeihen!
Er hat der Welt verzieh'n.«

Inhalt.



Gedruckt bei J. P. Sollinger.


Widener Library
3 2044 100 908 060